



*Schweyz*

Y

N<sup>o</sup> 48

**ALS MENSCHEN  
MÜSSEN WIR  
OPTIMISTISCH  
BLEIBEN,  
WEIL WIR NUR  
FÜR EINE KURZE  
ZEIT AUF DIESER  
SCHÖNEN ERDE  
SIND.**

*von*  
OSWALD J. GRÜBEL  
*(s.S. 61)*

FRÜHLING  
2024

*Schweyz*

Y MAG

---

Nº 48

TITELBILD:  
47° 02' 45.0" N  
8° 33' 54.4" O  
Unweit des Goldseeli's  
bei Goldau  
FOTO: Stefan Zürner





46° 53' 39.5" N  
8° 49' 45.7" O  
Von der Ruosalp geht der  
Blick zum Höch Turen  
FOTO: Stefan Zürrer



# LIEBE LESERIN, WERTER LESER,

In Y MAG 46 haben wir über Rachele De Caros Kochbuch berichtet, in dem es ausschliesslich um Hafächabis-Rezepte geht. Jetzt hat sie dafür den «Deutschen Kochbuchpreis» gewonnen (!). Dazu gratulieren wir ganz herzlich!

Anlässe für eine Gratulation gibt es viele im Kanton. Etwa zum 100-jährigen Jubiläum des «Einsiedler Welttheater», an dessen Highlights sich «James» Kälin erinnert. Oder zum Buch von Elena M. Fischli über ihren Partner Karl Saurer und der Art, wie sie das Leben sieht.

Oder auch Raphael Nussbaumer sollte man gratulieren. Er reift nämlich mit seinen 18 Jahren zu einem wahrhaft virtuoson Violinen-Talent heran. Virtuosen sind auch die Worte von Oswald J. Grübel, der nicht nur CEO sowohl der CS als auch der UBS war, sondern der auch Klartext redet – zu den Themen «Geld, Vertrauen und künstliche Intelligenz».

Scharfsinnig und reaktionsschnell geht's auch bei Simon Waldis aus Gersau zu. Denn der fliegt sowohl Kampfflugzeuge als auch Privatjets und ist dort oben ganz auf sich gestellt. Wie auch Dolores



Andreas Lukoschik

Gwerder, die in den Weiten Kanadas als «Outpost-Nurse» Kranke und Verletzte versorgt. Fähigkeiten, die auch Monika Suter manchmal braucht. Zum Beispiel wenn sie für ihren Sohn kämpfen muss, der

Trisomie 21 hat. Der Grund, warum sie trotzdem so eine positive Ausstrahlung hat, ist genau dieser Sohn – der einfach «einzigartig anders» ist.

Anders ist auch das, was junge Besucher im «Forum Schweizer Geschichte» als Highlights empfinden. Darüber schreibt Marcel Huwyler auf seine unnachahmlich leichte Art. Gekonnt sind ebenfalls die Beobachtungen unseres anonymen Autors «irgendwo am See». An welchem? Vielleicht finden Sie's heraus! In der Kolumne «Kantonesisches» geht es dieses Mal um «Mäuder und andere Tiere», während Dominik Flammer sich der «Schwalchnusperli und Brachsmenburger» annimmt.

Zu all dem wünschen wir – wie immer – «angenehme Lektüre». 🍷

# INHALT

## EINSIEDELN

### 10 Das 100-Jährige, das auf die Bühne kam und ... gewann

«James» Kälin erinnert sich

### 18 Was für eine erstaunliche Frau!

Elena M. Fischli und ihr Buch über Karl Saurer

### 22 Von Mäudern und anderen Tieren

Kantonesisch

## SCHWYZ

### 26 «Zum Glück habe ich gute Wurzeln!»

Dolores Gwerder arbeitet als Outpost-Nurse in Kanadas Wäldern

### 32 Todesfelle

Marcel Huwyler und seine Führungen im Forum Schweizer Geschichte

### 36 Einzigartig anders

Monika Suter erklärt, was Kinder mit Trisomie 21 von anderen unterscheidet

## GERSAU

### 42 Von einem, der gerne in die Luft geht

Kampfpilot Simon «Gero» Waldis testet heute Flugzeuge

## HÖFE

### 50 Virtuos

Mit Raphael Nussbaumer reift ein virtuoses Talent heran

### 54 Oswald J. Grübel über Geld, Vertrauen und Künstliche Intelligenz

Er hat den Ruf, Klartext zu reden und tut es


## MARCH

### 64 Schwalchnusperli und Brachsmenburger

Dominik Flammer über das kulinarische Erbe von Schwyz

### 68 Irgendwo im Kanton Schwyz

Anonymous beobachtet dieses Mal das Leben in ... (?)

 WER MEHR ÜBER DEN KANTON WISSEN MÖCHTE, ERFÄHRT ES HIER:

Amt für Wirtschaft  
Bahnhofstr. 15  
CH 6431 Schwyz

Bestellungen des Magazins  
bitte ebenfalls an diese  
Adresse richten.



Die Erstellung wurde  
unterstützt von

**SWISSLOS**

# IMPRESUM

HERAUSGEBER:  
Urs Durrer, Vorsteher Amt für Wirtschaft,  
Kanton Schwyz

KONZEPTION & REALISATION:  
Amadeus AG, International Cultural Engineering,  
Schwyz

GESAMTLEITUNG & CHEFREDAKTOR:  
Andreas Lukoschik

CREATIVE DIRECTION: Reto Brunner,  
Reto Creative GmbH

ART DIRECTION: Florian Fischer,  
Helmut Morrison GmbH

MITARBEITER DIESER AUSGABE:  
Hanspeter «James» Kälin, Elena M. Hinshaw, Elvira  
Jäger, Dolores Gwerder, Marcel Huwyler, Monika Suter,

Simon Waldis, Raphael Nussbaumer, Oswald J. Grübel,  
Dominik Flammer, Rachele De Caro, Anonymus,  
Christine Zwygart, Gaby Batlogg, Nik Oswald, Andreas  
Luig und Franz-Xaver Risi

SCHLUSSREDAKTION: Dr. Hugo Beck

FOTOS: Stefan Zürrer

ILLUSTRATIONEN:  
Anisonk Thongra-Ar, Bangkok (Portraits)  
Florian Fischer (Collagen)

LITHO: Sophia Plazotta, PX5 München GmbH

ANSCHRIFT DER REDAKTION:  
Y MAG, Feldli, 6430 Schwyz

DRUCK: Gutenberg Druck AG, Lachen

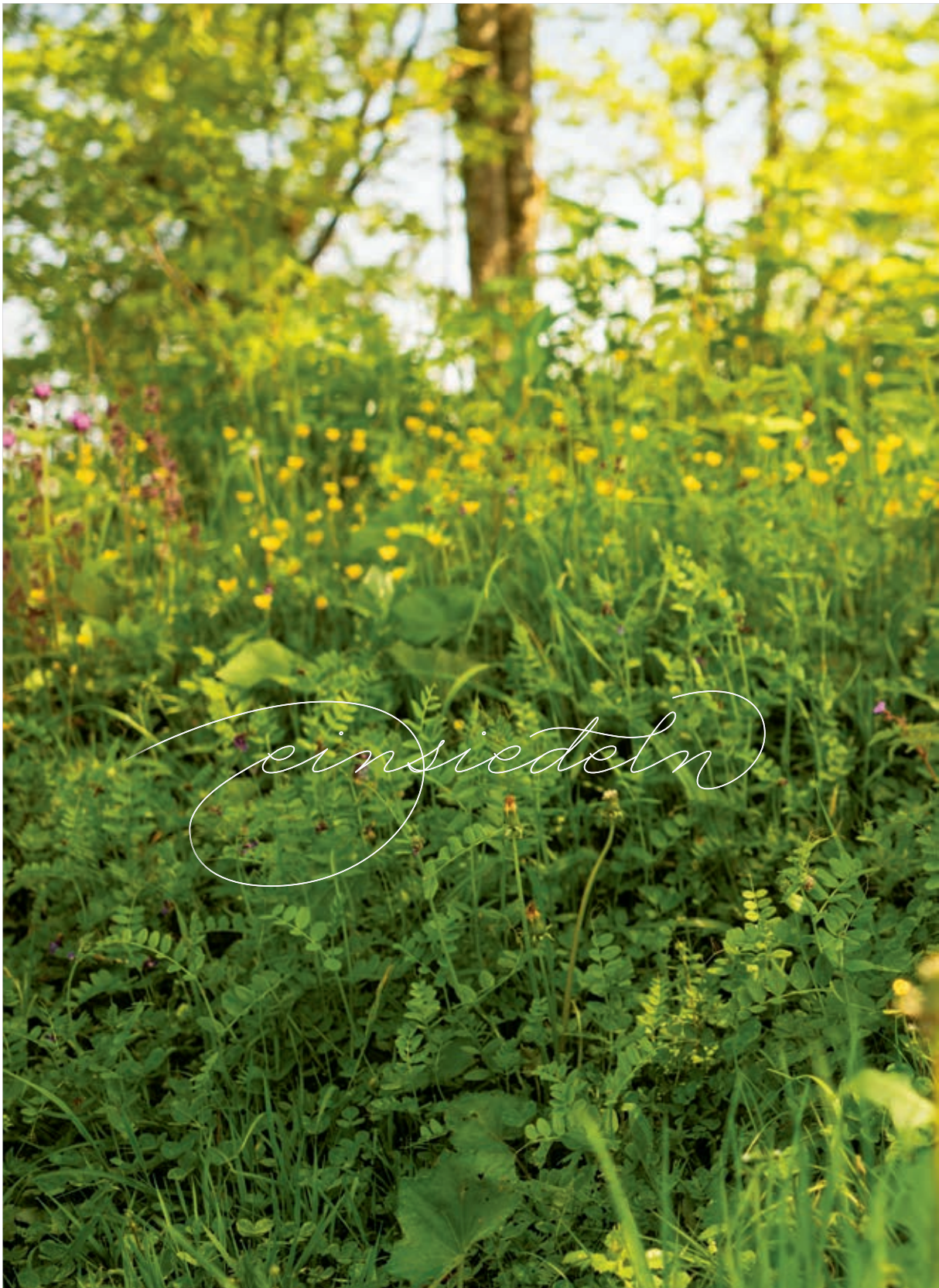




47° 9' 38.903" N  
8° 44' 33.498" O  
So blickt der Adler über  
Almig auf den Stihlsee  
FOTO: Stefan Zürrer







*Gewappneter Grenzstein auf dem Etzel zwischen  
Höfe und Einsiedeln FOTO: Stefan Zürrer*





47° 10' 39.7" N 8° 46' 01.6" O

# DAS 100-JÄHRIGE, DAS AUF DIE BÜHNE KAM UND ... GEWANN !

## *Einsiedeln*

HANSPETER „JAMES“ KÁLIN - DER  
KNAPP 60 JAHRE DAS 100-JÄHRIGE  
WELTTHEATER BESPIELTE, PFLEGTE  
UND FÖRDERTE - ERINNERT SICH

von *Andreas Lukoschik*

Es ist eine Geschichte, wie sie nur in Einsiedeln spielen kann. Angefangen hat sie für den jetzigen Welttheater-Präsidenten James Kálin als „Singengel“. Da war er dreizehn und gerade im Stimmbruch.

«Aber das fiel nicht weiter auf», erzählt er mit einem Lachen, als wir bei einem Kaffee in seinem Büro über dem Museum Fram sitzen. «Denn wirklich laut singen musste ich nicht. Damals waren einfach alle Kinder und Jugendliche des Ortes als Singengel eingeteilt. 300 manchmal sogar 400 Statisten und Schauspieler waren so auf dem Klosterplatz im Einsatz. Denn wo immer es die Autoren wollten, umwölkte eine Armada aus Engeln die Worte der Hauptrollen. Das gab dem

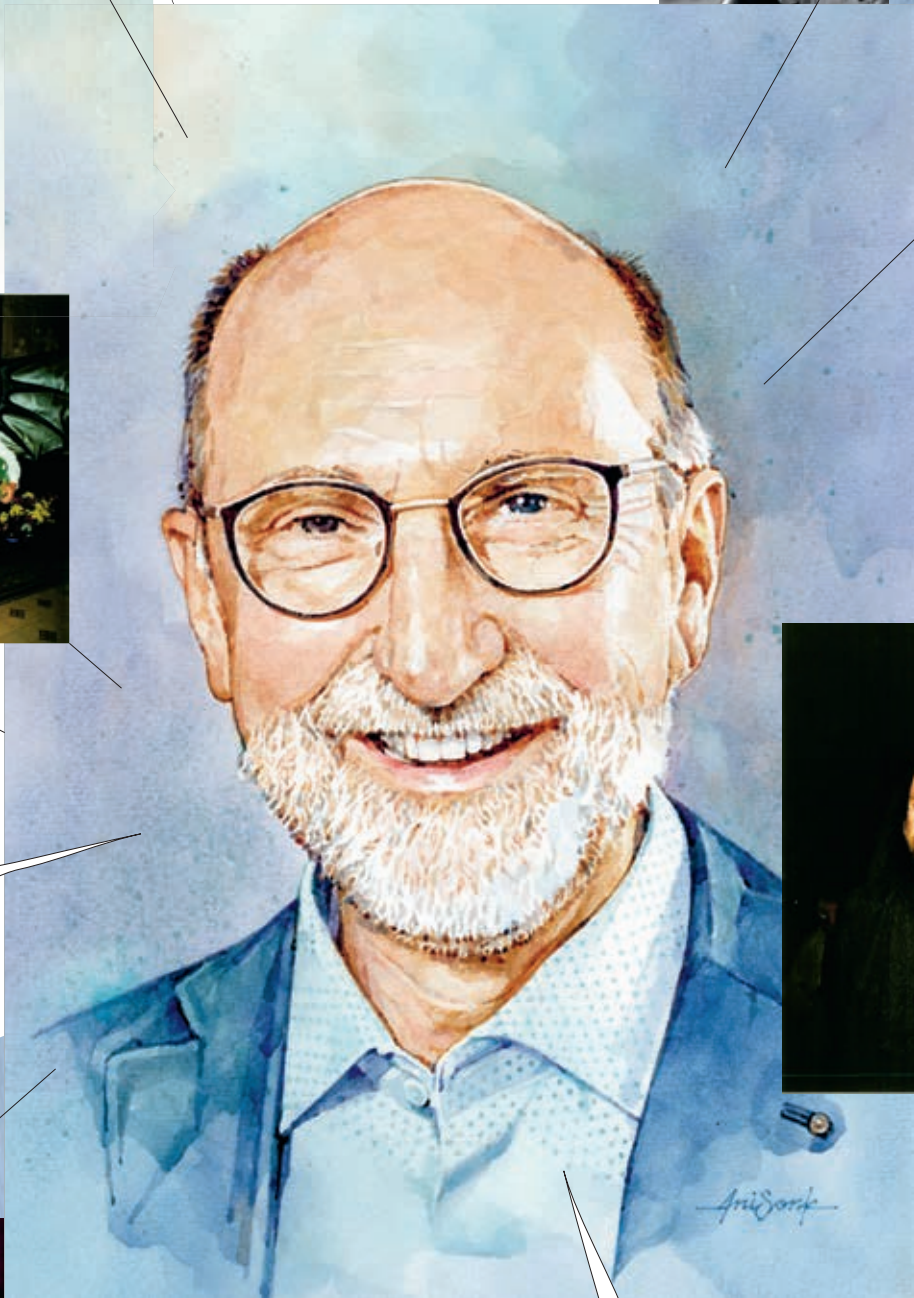
Ganzen etwas unerhört Weihevolltes. Überhaupt waren die damaligen Aufführungen eher theatralisch gespielte Messen als inhaltliche Auseinandersetzungen mit dem Stoff Calderons und den Fragen der damaligen Gegenwart.

Apropos `Gegenwart´: Die Zeit, von der ich hier gerade rede, war 1965. Also eine Zeit, in der sich im grossen Kanton erste Auseinandersetzungen mit der Vergangenheit und den Traditionen abzeichneten. Bei uns in Einsiedeln war es allerdings noch ruhig, aber auch hier stellten sich die Ersten die Frage, ob denn das barocke Theaterstück noch zeitgemäss sei.

Aber davon bekam ich als 13-Jähriger natürlich nichts mit. Welttheaterzeit bedeutete damals wie heute Ausnahmezustand im Dorf. Und das galt besonders bei uns zu Hause. Mein Vater, mein Grossvater und meine Mutter waren nämlich von Beruf Schneider und hatten seit jeher die Aufgabe, die Kostüme fürs Welttheater zu schneiden. Ich weiss noch, dass wir Singengel damals alle Gewänder hatten, die aus weissem Frotteestoff geschneidert waren. Und die wurden bei uns zu Hause zugeschnitten. Dementsprechend sah es aus - überall Schichten von weissen Frotteeflocken. Als ob es geschneit hätte - mitten im Sommer.»

Die besondere Atmosphäre war aber immer im ganzen Dorf spürbar und viele Einsiedlerinnen und Einsiedler wurden und werden bis heute über ihre Rolle definiert.





# Die Anfänge

Wie hat das Ganze überhaupt begonnen? War es gleich ein Erfolg?

«In der Tat. Der Kunsthistoriker Linus Birchler (1893-1967) hatte nicht nur am Kloster seine Matura gemacht, sondern war mit seinem Spezialgebiet Barock auch der erste gewesen, der die Architektur des Klosters wissenschaftlich untersucht hatte. Dabei hatte er sich die Frage gestellt, warum eigentlich nie auf dem Klosterplatz eine Aufführung stattgefunden hatte. Denn auf der neben dem Kloster gelegenen Brüel Wiese wurden Jahrhunderte lang ganze Schlachten mit Hunderten von Komparsen nachgestellt. Aber der Klosterplatz wurde nicht genutzt. Als Birchler eines Tages mit dem deutschen Schauspieler Peter Erkelenz zusammentraf, beschlossen die beiden, das zu ändern.

Als Idee hatten sie so etwas wie Salzburgs `Jedermann´ im Kopf. Interessanterweise hatte sich dessen Autor - Hugo von Hofmannsthal -

für seinen `Jedermann´ damals von Calderons Welttheater inspirieren lassen. Aus dem Plan wurde 1924 dann reales Theater als sich die beiden für den Original-Calderon entschieden und vom damaligen Fürstabt Ignatius Staub die Erlaubnis erhielten, den Klosterplatz zu bespielen. Der vierte im Bunde der Gründer war der Theaterhistoriker Pater Raphael Häne. Und weil sie das Ganze innerhalb von zwei Monaten auf die Bühne bringen wollten, wurde die erste Inszenierung mit professionellen Schauspielern aufgeführt. Der Erfolg war gross und so wurde 1925 und 1930 das Ganze gleich noch einmal wiederholt.

Für die nächste Aufführung - fünf Jahre später - übernahm dann Oskar Eberle die Regie und entschied, dass nur Laien spielen sollten, damit dieses Stück auch wirklich aus der Mitte der Region heraus lebte. Ausserdem entwickelte er das Ganze zu einer ziemlich pompösen Inszenierung. Mit den schon erwähnten Hunderten Akteuren.

Während des Krieges ruhte natürlich der Betrieb und in den 50er Jahren übernahm bis in die 70er Jahre



↓ 1924





hinein Erwin Kohlund das Zepter. Er war der Vater von Christian Kohlund, den viele heute als Anwalt Thomas Borchert aus der ARD-Krimireihe 'Der Zürich Krimi' kennen.»

*(Unter dem Regisseur Erwin Kohlund machte auch James Kälin seine ersten Welttheater-Erfahrungen.)*

«Unter Kohlund wurde jede Rolle zweimal besetzt», erzählt Kälin weiter, «damit sich die Schauspieler bei den vielen Aufführungen abwechseln konnten. Natürlich war es eine Frage des Prestiges, welche Besetzung die Premiere spielen durfte. Und weil wir ja alles Laienschauspieler waren, hatten wir natürlich auch jede Menge Lampenfieber vor den Aufführungen. Einem setzte dieses Lampenfieber besonders zu, der es fatalerweise mit einem 'kleinen Schlückchen' Alkohol überwinden wollte. Doch wurde aus dem Schlückchen eine veritable Menge, so dass die Zweitbesetzung einspringen musste.

Wir Jungen fanden das natürlich alles unheimlich spannend. Heute würde man das wohl 'backstage'-Erfahrungen nennen.

Ich erinnere mich zum Beispiel, wie damals der Darsteller des Todes, der einen Handschuh aus Kettengeflecht trug, dem König, den er holen sollte, bei jeder Aufführung mit sehr viel Kraft auf die Schulter hieb, so dass der jedes Mal fast in die Knie zu gehen drohte. Eines Tages bat er meinen Grossvater um Hilfe, weil sich der 'Tod' einen Dreck um die Schultermerzen des 'Königs' scherte. Daraufhin nähte mein Grossvater in den Schulterbereich des königlichen Gewandes spitze Reissnägel ein - mit der Spitze nach oben. Beim nächsten Auftritt des 'Todes' schlug der wieder kräftig zu - und erstarrte. Von da an, ging er feinfühlicher mit seiner Eisenpranke zu Werk.

↓ 1930



Von solchen Streichen auf und hinter der Bühne gibt es unendlich viele. Ich hatte 2013 zum Beispiel einen Bauern zu spielen, der verrückt wurde und an einer Stelle eine sehr naturalistisch gestaltete Schweinehälfte über den Platz schleifen musste. Dazu holte ich sie jedes Mal auf der Bühne aus einer Kiste. Bei der Dernière hatte mir die Requisite aber nicht die Schweinehälftenattrappe in die Kiste gelegt - sondern meine eigene Frau. Da hiess es dann zu improvisieren und die Situation so zu retten, dass niemand etwas merkte. Ich schleppte also in letzter Sekunde das richtige Requisit auf die Bühne.

Solcher Schabernack findet aber auf allen Bühnen dieser Welt statt und gibt dem Theaterspielen eine zweite, durchaus reizvolle Dimension.»

## Neuer Wind

«Der Grundgedanke bei Calderon ist ja», fährt Kälin fort und wird wieder ernst, «dass der Herrgott die Rollen verteilt und die 'Welt' damit beauftragt, die entsprechenden Requisiten zu verteilen. Und dass ein jeder seine Rolle so gut spielen möge, wie er kann. Den Lohn dafür gab es nach Calderon dann im Himmel.

Das bedeutet natürlich, dass es kein Entrinnen aus den Rollen gibt und der König zwar Glück hat, König sein zu können, aber dass der Bettler keine



↓ 1981



Chance hat, sein Leben zu verbessern. Diese Einstellung funktionierte in der Zeit nach '68 nicht mehr so richtig. Und das brachte Bewegung in das kulturelle Leben von Einsiedeln.

Karl Saurer versuchte mit seinem 'Kleinen Welttheater' und einem Zürcher Theater Kollektiv eine Revolution, die aber nicht so richtig verfiel, weil die geplante Aufführung vor der Premiere 1970 durch aufgebrachte, gestandene Darsteller vereitelt wurde.

Ich hatte für die Zeit zwischen den Welttheater-Aufführungen mit Gleichgesinnten eine Theatergruppe gegründet, weil wir auch andere Stücke spielen wollten. Das versuchte der damalige Welttheater-Präsident Willy Ochsner allerdings zu unterbinden. Er liess mich nämlich eines Tages zu sich ins Hotel National kommen und



erklärte mir, dass wir unter der Ägide des Welttheaters spielen könnten – aber sonst nicht.

Darauf gab es natürlich nur eine Antwort: `Sicher nöht!´ Und so spielten und inszenierten wir mit unserer Truppe weiter und gaben so den Einsiedlern, die das Theaterspielen und -besuchen lieben, die Möglichkeit dazu. Mit ganz anderen Stücken und jungen Autoren. Wir hatten die Idee, im heruntergekommenen Chärnehus, einem legendären Barockbau mit Theatergeschichte, zu spielen. Wir sahen aber ein, dass dies ohne eine komplette Sanierung nicht möglich war. Darum nannten wir uns „fürs Chärnehus“, mit dem Ziel, neben dem Theaterspielen auch das Gebäude zu retten – was uns nach einem sehr langen Leidensweg auch mit der Eröffnung 1991 gelang.»

Diese Erfahrung mit zeitgenössischen Autoren sollte sich bei der Erneuerung des Welttheaters als ausgesprochen hilfreich erweisen!

«Derweil gab es einige Versuche, Calderons Stück zeitgemässer zu verändern. So sollte es als Mundart-Stück umgeschrieben werden, was aber wieder verworfen wurde.

1981 übernahm dann auf Wunsch des neuen Welttheater-Präsidenten Marcel Kürzi, der grossartige Schauspieler Hans-Gerd Kübel die Regie. Er war nicht nur wegen seiner Balik-Räucherei weithin bekannt, sondern vor allem als Schauspieler – und mit seiner sehr charakteristischen Stimme fast schon legendär.

Kübel verabschiedete sich von der romantisierenden Sprache Joseph von Eichendorffs und liess eine zeitgemässe Übersetzung anfertigen. Ausserdem strich er die Komparsen-Scharen und machte aus den einzelnen Hauptrollen Gruppen. So gab es zum Beispiel nicht mehr nur *einen* `Reichen´, der seine Texte monologisch über die Rampe brachte, sondern es waren bei ihm *vier oder fünf* Reiche, die sich in Dialogen miteinander unterhielten.

Der dritte sehr raffinierte Schachzug war seine Veränderung der

Bühne: Sie war nämlich ein erhöhter, hinterleuchteter Laufsteg in Form des PX, zu dem die Zuschauer aufschauen mussten.

1987 fand unter Dieter Bitterle eine Rückbesinnung von der zeitgemässen Kübel-Inszenierung auf den Eichendorffschen Text in einer Art Kammer-spiel-Variante statt, was bei der ersten Inszenierung 1987 zwar ein grosser Publikumerfolg war. Doch zeigte die zweite Ära Bitterli 1992, dass die Zeit nun definitiv nach einem neuen Konzept verlangte. Also musste etwas geschehen!»

## Die Wende

Seit der Zeit von Hans-Gerd Kübel war James Kälin, der in vielen Welttheater-Aufführungen auf der Bühne gestanden hatte und mit seiner «Theatergruppe Chärnehus» viele Erfolge feiern konnte, im Vorstand des Welttheaters. Mit Peter Kälin-Freyer, dem neuen Präsidenten des Welttheatervereins, war er der Meinung, dass sich das künstlerische Konzept grundlegend verändern müsse. Der Vorstand schenkte James das Vertrauen, ein komplett neues Konzept zu entwickeln. Einzige Auflage war, an Calderons Welttheater als Grundthematik festzuhalten, wenn zeitgenössische Autoren das Stück neu schreiben würden. Und da James Kälin durch die «Theatergruppe Chärnehus» mit mehreren Autoren Erfahrungen gemacht hatte, fühlte er bei einigen vorsichtig vor, ob sie sich ein «neues Welttheater» zutrauen würden.

Vier von ihnen stellten daraufhin ihre Konzepte dem Vorstand vor, wobei Thomas Hürlimann (s.Y 21, S.32) am meisten überzeugte. Übrigens nicht nur den Vorstand. Auch beim Publikum war Hürlimanns neues Welttheater ein voller Erfolg. Denn Hürlimann brachte mit seinem Regisseur Volker Hesse keine theatralische Messe auf die Bühne, sondern griff die Fragen auf, die Calderon bewegt hatten, und brachte sowohl sie als auch seine Antworten in eine zeitgemässe Form, die die Zuschauer regelrecht packten. Das war 2000. Und auch in der nächsten Spielperiode überzeugte das Gespann Hürlimann/Hesse Publikum und Kritik.

«Damit war die Gefahr der Erstarrung gebannt und der hochriskante Schritt, eine solche Tradition wie das Welttheater von innen heraus erneuern zu wollen, war gelungen», fährt James Kälin fort. «2013 griffen Tim Krohn als Autor und sein Regisseur Beat Fäh den grassierenden Wahn des

↓ 2007



↓ 2013





sich ständigen Optimierens auf – also körperlich, geistig, aber auch biologisch-genetisch – und wie wir uns dabei von den wichtigen Fragen unseres Seins entfernen. Leider geriet das Stück ein wenig zu akademisch und ergriff das Publikum nicht wie erhofft. Aber vielleicht lag die Latte nach der Hürlimann-Hesse-Inszenierung auch zu hoch.»

## Die neue Inszenierung

Und wie wird nun das neue Stück?

«Lukas Bärfuss hat die Hauptrollen Calderons stark reduziert. Es beginnt mit einem alten Mann, der zu Beginn auf die Bühne kommt und die Zuschauer nach Hause schickt, weil die Aufführung abgesagt wurde. Dieser Beginn war bereits für die Aufführung 2020 geplant und wurde auf tragische Weise wahr, weil ja 2020 das Welttheater in der Tat durch die Pandemie abgesagt wurde. Deswegen starten wir auch dieses Jahr quasi als Zitat so, woraufhin ein Mädchen und ein Junge auftreten, die darauf bestehen, spielen zu dürfen. Doch der alte Mann gibt zu bedenken, dass es Konsequenzen hat, wenn sie spielen wollten. Denn wer einmal damit anfängt, der muss seine Rolle auch zu Ende spielen. Und damit beginnt das Stück.

Bis zur Pubertät spielt der Knabe gleichberechtigt mit, doch verlagert sich dann der Fokus auf das Mädchen, das sich nun weiterentwickelt und dabei – durch verschiedene Schauspielerinnen verkörpert – die Rollen des klassischen Calderon-Textes durchläuft und sich deren Fragen stellt.»

Konnten Regisseur und Akteure an den Proben anschliessen, die durch die Pandemie unterbrochen worden waren?

«Leider nein. Das Ungewöhnliche an Lukas Bärfuss' Arbeit ist, dass er sein Stück nicht am Schreibtisch 'erdichtet' und dann zur Inszenierung 'weggibt'. Statt dessen hat Bärfuss

von Anfang an darauf bestanden, dass es in Zusammenarbeit mit seinem Regisseur Livio Andreina und den Schauspielern *gemeinsam* entsteht. Das Stück entwickelt sich also während der Proben in einem ständigen Prozess aus sich heraus. Das bringt zwar eine hohe Authentizität mit sich, bedeutet aber auch, dass wir nach der Unterbrechung durch die Corona-Pandemie nicht einfach dort weitermachen konnten, wo wir aufgehört hatten. Denn inzwischen waren viele Mitwirkende nicht mehr dabei, weil sie umgezogen waren, beruflich neue Herausforderungen angenommen hatten oder einfach nicht mehr 'die Kinder' waren, als die sie vor vier Jahren angetreten sind. Wir mussten also wieder sehr weit vorne in diesem Prozess anfangen.

Der Geist, der sich dabei beim Spielvolk gezeigt hat, macht die 100-jährige Geschichte des Einsiedler Welttheaters einfach aus: Die Einsiedler haben sich nämlich immer ganz und gar auf ihr Welttheater eingelassen, haben jede Entwicklung mitgetragen, darum gerungen, verworfen und neue Wege der Auseinandersetzung mit den Fragen Calderons zu unserem Leben angenommen. All das konnte sich nur deshalb so lange, so intensiv und so lebendig entwickeln, weil das Spielvolk der Einsiedler, diese grosse Theaterfamilie, einmalig in der Schweiz, ja vielleicht sogar weltweit ist.

Und da wir das 100-jährige Jubiläum feiern, haben wir ein Theaterpädagogisches Projekt erdacht, und den Schulen angeboten, mit Profis Stücke zu Calderon zu entwickeln. Sagenhafte 1800 Schülerinnen und Schüler haben sich angemeldet, die am 25. Mai zu einem grossen Sternmarsch zusammenkommen, der nach einem Umzug auf dem Klosterplatz mit einer gemeinsamen Darbietung gekrönt wird.»

Und dann fügt Kälin nicht ohne Stolz hinzu: «1800 Schülerinnen und Schüler sind ein Versprechen für die Zukunft unsrer Tradition. Mit diesem Spirit wird auch das neue Welttheater – nach nunmehr 100 Jahren – wieder über die Bühne gehen und die Herzen seines Publikums erreichen.» 🍀

☞ Hier erfahren Sie  
Aufführungstermine  
und wie Sie an  
Tickets kommen:

[www.  
welttheater  
.ch](http://www.welttheater.ch)

WAS FÜR  
EINE



ERSTAUNLICHE  
FRAU!



## Einsiedeln

ELENA M. FISCHLI IST VERLEGERIN, PSYCHOTHERAPEUTIN UND DIE PARTNERIN DES VERSTORBENEN FILMEMACHERS KARL SAURER, ÜBER DEN SIE EIN BEMERKENSWERTES BUCH GESCHRIEBEN HAT.

von Rachele De Caro

Ganz oben im Haus «Unterer Hirzen» an der Hauptstrasse in Einsiedeln empfängt uns Elena M. Fischli zum Gespräch. Im Flur der Dachgeschosswohnung, die als Verlagssitz dient, stehen Regale mit vielen Büchern. Sie führt uns in ein Zimmer mit zwei Sesseln und einer Couch. Durch das Fenster, das zum Klosterplatz zeigt, strömt warmes Licht in den Raum. Bevor wir uns setzen, lässt uns der imposante Ausblick auf Kloster und Klosterwald innehalten.

Für unsere Gesprächspartnerin sind es volle Tage in dieser Zeit des Winters. Denn ihre Begleitung als Therapeutin wird in der dunklen Jahreszeit ganz besonders gebraucht. Und auch ihr neues Buch über das Werk des vor vier Jahren verstorbenen Filmemachers Karl Saurer (*s.Y 27, S.60*) lässt sie momentan Wochenende für Wochenende in der ganzen Schweiz vor filminteressiertem Publikum referieren. Als Lebenspartner und Arbeitsgespann gingen die beiden die letzten 32 Jahre gemeinsam durchs Leben. In Einsiedeln haben sie sich kennengelernt und hier haben sie gewirkt.

## Erster Wurf

Das erste gemeinsame Projekt, der Film «Kebab & Rosoli - Ein Film mit Heimischen und Geflüchteten» entstand auf Initiative von Elena M. Fischli. In der angespannten Migrationsdebatte Ende der 1980er Jahre ging es darum, einen Beitrag zum gegenseitigen Verständnis von Zugewanderten und Einheimischen zu leisten. Denn die Innerschweizer Bevölkerung traf damals ziemlich

unvorbereitet auf kurdische und tamilische Asylsuchende, was zu grosser Verunsicherung und einer zuweilen intensiven Abwehrhaltung gegenüber den hierhin Geflüchteten führte.

Franz Kälin, den sie für das Vorhaben einer Filmreihe anfragte, verwies sie an einen zufällig im Dorf weilenden Experten: Karl Saurer. Er lebte damals in Berlin und war gerade für die Recherchen zu einem Projekt über den Sihlsee in seine alte Heimat zurückgekehrt. Karl war so überzeugt von der Notwendigkeit eines Filmes, der Fluchtgründe und Möglichkeiten der Annäherung und Begegnung vor Augen führte, dass er das Sihlsee-Projekt dafür unterbrach.

«Durch dieses gesellschaftspolitische Engagement haben wir zusammengefunden. Zudem fanden wir uns im gemeinsamen Bestreben, mit künstlerischen Mitteln zu brennenden Themen Stellung zu beziehen», fasst sie die Anfangszeit zusammen.

Auf «Kebab & Rosoli» folgten weitere Filme: «Der Traum vom grossen blauen Wasser», «Steinauer Nebraska - Geschichten um Gewinn und Verlust» und «Rajas Reise». In all diesen Werken waren die beiden ein produktives und sich ergänzendes Gespann.

«Ich war fasziniert von seiner Intuition, er schätzte meine Präzision und meine Fähigkeit, in die Tiefe zu gehen», blickt sie zurück.

Doch auch neben der Filmarbeit war ihr das gesellschaftliche Engagement wichtig. So engagierte sie sich im Claro Laden, organisierte Deutschkurse und andere Integrationsangebote für Asylsuchende. Das Leid dieser Menschen ertragbar zu machen, war ihr ein selbstverständliches Anliegen. Den Ursprung dieses Bedürfnisses sieht die Wahl-Einsiedlerin in einer frühen Prägung. Sie kam schon in jungen Jahren in Berührung mit dunklen Seiten der Existenz, erklärt sie, auch wenn das pathetisch klingen könne.

«Ich bin 1951 geboren, doch die Realität des Zweiten Weltkriegs war in meiner Familie noch sehr präsent. Ich hatte eine Mutter, die im antifaschistischen Widerstand Italiens kämpfte und einen jüdischen Bruder, dessen ganze Familie - Geschwister und Eltern - während der Shoa ausgelöscht wurde. Er kam als Flüchtlingskind über Umwege in die Schweiz, wo ihn mein Vater aufgenommen hatte». Eine grosse Bandbreite an menschlichem Verhalten, Leiden, aber auch menschlichem Glück sei schon ganz früh in ihrem Leben manifest geworden. Diese Erfahrung hat in ihr nicht nur

das Bewusstsein geschaffen, zu welchem Dunklen die Menschen fähig sind und was für Leiden es dadurch auf der Welt gibt. Es öffnete in ihr auch das Gespür, dass es Möglichkeiten gibt, eine solche Versehrung tragbarer zu machen.

«Wir können das Leid nicht aus der Welt schaffen, doch wir alle können helfen, es ertragbar zu machen, auch im Kleinen.»

## Die Psychologin

In der Psychologie zeige sich das Leid oft zuerst auf der individuellen Ebene, erklärt sie, doch dieses sei stets eingebettet in ein Kollektiv. Dieses könne die kleine Gruppe sein, wie die Familie, aber auch ein grösseres Kollektiv, wie das Dorf oder ein gesellschaftspolitischer Kontext.

Die Verbindung von Körper und Geist ist ein weiterer Fokus in ihrer Arbeit als Psychologin. Diesem Zusammenhang sei in ihrer damaligen Ausbildung zu wenig Beachtung geschenkt worden, doch sei er elementar für das Verständnis der menschlichen Gesundheit. Die Verbindung zwischen Körper und Seele war auch zentral, als sie in Einsiedeln mit sexuellen Übergriffen von Klerikern konfrontiert wurde.

«Der Aspekt des Körperlichen wurde in der katholischen Kirche viel zu stark abgespalten und ausgeklammert», erklärt sie und präzisiert: «Alles, was abgespalten wird, kommt um so destruktiver wieder zurück.»

Anfang der neunziger Jahre wurde sie als Expertin vom damaligen Abt Georg Holzherr, gemeinsam mit einem Rechtsexperten und zwei Priestern des Klosters beauftragt, Richtlinien zur Prävention von Missbräuchen sowie Massnahmen gegenüber Opfern und Tätern auszuarbeiten.

«Das waren erstaunlicherweise die ersten Richtlinien, die im deutschsprachigen Raum ausgearbeitet wurden», erläutert Elena M. Fischli. Dass dies schon mehr als dreissig Jahre zurückliegt, das Thema aber noch immer ungenügend aufgearbeitet sei, zeige, dass es ein langer Weg sei, diese tiefen Muster sowie die Kultur des Machtmissbrauchs und des Unter-den-Teppich-Kehrens aufzubrechen.

Nach der Ausarbeitung der Richtlinien wirkte sie – damals noch unter dem Namen Hinshaw-Fischli – mehrere Jahre als Mitglied im nationalen Fachgremium der Bischofskonferenz gegen sexuelle Übergriffe. Für sie sei das eine wichtige

Arbeit gewesen – sowohl als Psychotherapeutin in einem gesamtgesellschaftlichen Prozess als auch als Pionierin in Bezug auf die Aufarbeitung dieses gravierenden Missstands innerhalb der katholischen Kirche.

## Die Verlegerin

Die italienisch-schweizerische Doppelbürgerin Elena M. Fischli versteht Sprache als seelisch-kulturellen Ausdruck. Sie formuliert präzise und wählt jedes Wort mit Bedacht. Man spürt, das ist ihr Metier. So überrascht es nicht, dass sie sich schon früh heimisch gefühlt habe im sprachlichen Ausdruck: «Als zweisprachig aufgewachsenes Kind habe ich gemerkt, dass hinter einer Sprache eine ganze Weltanschauung, eine ganze Kultur steckt. Ein Beispiel: Ein *Tisch* war für mich im Schweizerdeutschen und Deutschen immer etwas ganz anderes als *una tavola*. Die beiden Wörter haben ganz andere Assoziationsketten hervorgerufen. Das fand ich schon früh sehr spannend.»

Um ihr Psychologiestudium zu finanzieren, arbeitete sie als Studentin in einem amerikanischen Verlag namens Spring Publications. Es war zwar ein Brotjob, doch konnte sie dabei ihrer Liebe zur Sprache nachgehen. Als die Dollarschwäche den Verlag Ende der siebziger Jahre zwang, den Produktionsstandort nach Amerika zu verlegen, eröffnete sich für sie und drei weitere Mitarbeiter die Möglichkeit, das Verlagsprogramm in der Schweiz weiterzuführen. Und so geschah es. Sie gründete den Daimon Verlag für deutsche und englische Sachbuchliteratur mit den Programmschwerpunkten Psychologie, Philosophie, Mythologie und vergleichende Religionswissenschaften.

Verlag und psychotherapeutisches Arbeiten befruchteten sich seither gegenseitig. Ausserdem ermöglichte ihr die Verlagsarbeit die Psychotherapie finanziell unabhängig und frei auszuüben, denn das war ihr stets wichtig.

## Familiäres Umfeld als Geschenk

Elenas Vater war ein durch das Bauhaus geprägter Architekt, Künstler und Direktor der Kunstgewerbeschule und des Museums für Gestaltung in Zürich. In der Nachkriegszeit war er mit dem Bau





# Kreativer Widerstand

Ihr letztes Buch im Daimon Verlag ist eine Werkbiographie über Karl Saurer und zeigt dessen aussergewöhnlichen Werdegang sowie das engagierte Schaffen, das daraus entsprang. Der cineastische und schriftliche Nachlass des Filmemachers Saurer solle dadurch für spätere Generationen verfügbar werden.

«Das Buch erlaubt unabhängig von meiner Vermittlung einen Zugang zu seinem Werk», sagt sie und lässt in den nachfolgenden Erläuterungen durchblicken, dass die Arbeit am Buch durchaus auch eine sehr persönliche Auseinandersetzung war. Eine Arbeit, die ihr die Chance gab, ihren Kari nochmals neu kennenzulernen. Saurers Tagebucheinträge aus der Kindheit und Jugend waren für sie berührende Begegnungen mit dem jungen Menschen, den sie so noch nicht kannte. Trafen sie in ihrem Leben doch erst viel später zusammen. Erzählungen von Saurers Weggefährten vervollständigen das Bild.

Die Vertiefung mit Saurers Werdegang und kulturellem Wirken in Buchform ist authentisch und nahbar. Die Auseinandersetzung mit seiner Lebensgeschichte lässt einen das Werk des Filmemachers erst richtig verstehen.

Elena M. Fischli, die die Rolle der Mitarbeiterin im Hintergrund stets gerne eingenommen hatte, kreierte mit dem Buch eine berührende und vielschichtige Collage, die den kreativen Widerstand Saurers nachvollziehbar und menschlich liebenswert veranschaulicht. 🍷

des Pestalozzi-Dorfs in Trogen beauftragt, ein Dorf für Kriegswaisen. Ihre Mutter spielte eine wertvolle Rolle in der italienischen Resistenza und war nach dem Krieg die erste Frau Italiens in einem politischen Amt. Danach gründete sie in Italien die erste Schule für Sozialarbeit.

Diese Kombination von Politischem und Gestalterischem hat Elena geprägt: «Es war ein Geschenk und ein Privileg, in diesem Ambiente aufwachsen zu dürfen», sagt sie heute. Einerseits war durch den Vater, der sich künstlerisch permanent mit Gestaltung auseinandersetzte, die Frage schon damals präsent, wie Inhalte in Form umgesetzt werden. Andererseits kamen die Impulse der Mutter hinzu, die ihrem politischen Engagement immer wieder neue Formen gab.

«Es ist letztlich ja auch das, was die verlegerische Arbeit ausmacht», erläutert sie ihre Arbeit. «Was für eine Form wähle ich für einen bestimmten Inhalt? Wie formuliere ich? Mit dem Formulieren gebe ich dem Inhalt ein Kleid, einen Ausdruck.»

Auch in der Zusammenarbeit mit Karl Saurer sei das ein zentraler Aspekt gewesen, etwas, wofür sie eine hohe Sensibilität mitgebracht habe. So scheint das Aufeinandertreffen der beiden sowie die gemeinsame Arbeit einem natürlichen, fast schicksalhaften Lauf gefolgt zu sein.



**FILME FÜR  
DEN KREATIVEN  
WIDERSTAND  
- ZUM WIRKEN KARL SAURERS -  
1943 - 2020**

*Herausgegeben von Elena  
M. Fischli, Daimon Verlag  
ISBN: 978-3-85630-800-1*



22

KANTONESISCHES

# VON MÄUDERN UND ANDEREN TIEREN

von Elvira Jäger

23





Der Mäuderball in Einsiedeln versammelt seit 1968 immer am letzten Freitag im Januar irrwitzig kostümierte Gestalten und gilt mittlerweile als grösster Fasnachtsball der Innerschweiz. Die Fasnachtsgesellschaft Goldmäuder kann gar auf eine bald hundertjährige Geschichte zurückblicken. Als Mäuder bezeichnet man in Einsiedeln einen Kater (oder Katzenbock). Verwandt ist das Wort mit dem berndeutschen Moudi, den Mani Matter als Kater Ferdinand bekannt gemacht hat. Andernorts im Kanton Schwyz sagt man Räuel oder Rääbel und davon abgeleitet räule, wenn Katzen ihre Brunstschreie ausstossen.

Eine weibliche Katze heisst Chatz, Büsi oder Buseli. Und gleich noch eine Einsiedler Spezialität: Die Weidekätzchen, diese an Katzenpfötchen erinnernden Frühlingsboten, heissen im Klosterdorf Chatzebuseli. Walter Kälin, langjähriger Radiomoderator, erinnert sich, dass im Garten seines Elternhauses ein Baum mit solchen Chatzebuseli stand und er als Kind den Nachbarn kleine Sträusse davon verkaufte. Katzen machen auch lieblichere Geräusche als Brunstschreie. Das Miauen nennt man im Kanton Schwyz mause – nicht zu verwechseln mit muuse, was Katzen ja auch sehr gerne tun. Ihr behagliches Schnurren – beispielsweise nach dem Verzehr einer Maus – erinnerte früher offenbar an das Geräusch eines Spinnrädchens, deshalb brauchte man dafür Wörter wie zwirne oder spinne. Balgen sich junge Kätzchen spielerisch, so nennt sich das gauggle oder gautsche.

Gauggle können auch junge Hunde. Heute heissen Hunde Lilli oder Gabor, früher, auf dem Bauernhof, war der Hund einfach ein Mändli oder ein Bock, die Hündin eine Mätz, Fäutsch oder es Wiibli. Eine läufige Hündin ist im Kanton Schwyz zöölig – ein Wort, das der Sprachatlas der deutschen Schweiz sonst nur noch für Teile von Uri und Nidwalden ausweist. Und gleich noch ein tierischer Schwyzer Sonderfall: Wenn ein Hund nachts heult, sagt man in der March: er hüünzget.

Der Goldmäuder hingegen ist ein Fantasieprodukt. Die Einsiedler Fasnächtler stellten sich vor, „wie ein Katzenbock im ganzen Sihlseegebiet umherjagt und alles Gold zusammenfressen will“ (Gründungsprotokoll Goldmäuder 1930).



*Die Insel Schwanau ruht im Lauerzersee  
FOTO: Stefan Zürrer*





47° 01' 52.6" N 8° 35' 41.5" O



# «ZUM GLÜCK HABE ICH GUTE WURZELN!»

*Schwyz*

DAS HAT DOLORES  
GWERDER OFT GEDACHT,  
WENN SIE ALS «OUTPOST-  
NURSE» IN KANADAS  
UNENDLICHEN WÄLDERN  
IM EINSATZ WAR

von *Andreas Lukoschik*

**O**utpost-Nurse?  
Was ist das?

«So werden Krankenschwestern – also ‘nurses’ – genannt», erklärt Dolores Gwerder bei einer Tasse Darjeeling-Tee im «Haug», «die in den unendlich scheinenden Weiten Kanadas auf Aussenposten – ‘outposts’ – für eine bestimmte Zeit die Rotkreuz- oder Krankenstationen leiten.»

Auf den fragenden Blick des Berichterstatters erklärt ihm Dolores Gwerder die näheren Umstände: «Als Aussenposten werden kleine Orte oder Siedlungen bezeichnet, von denen keiner über ein Krankenhaus verfügt, sondern nur über eine Krankenstation – meist ohne Ärzte.

Atlin zum Beispiel, wo ich am häufigsten war, liegt 2500 km nördlich von Vancouver. Von dort sind es zum nächstgrösseren Ort mit Krankenhaus – Whitehorse in Yukon – 185 km. In der riesigen Region drumherum gibt es bestenfalls solche Krankenstationen. Sie haben tagsüber bestimmte Öffnungszeiten und danach ist die Nurse auf Abruf innert 15 min auf der Station verfügbar. Deswegen war ein kleines Funkgerät dort oben mein ständiger Begleiter.

Das kanadische Krankenstationssystem auf die Schweiz angewendet würde bedeuten, dass für uns Schwyzer das nächste Krankenhaus kurz hinter Fribourg läge.

Und in dieser Wildnis», sagt sie und lacht, «ist viermal im Jahr das Y MAG mit der Post von meiner Mutter angekommen. So wusste und weiss ich immer, was zu Hause los ist. Das wollte ich kurz erwähnen, weil die Schwyzer Leser sicherlich nicht wissen, welche Verbindung das Y MAG für uns Heimweh-Schwyzer darstellt.»

Und welche Strecken es überwindet.

«Aber zurück zur Wildnis. In der eben erwähnten Krankenstation von Atlin können sich also alle Siedler aus der Umgebung helfen lassen. Deshalb



gibt es solche `Outposts´ überall in British Columbia, Yukon und den Northwestern Territories, wo ich an einigen Dienst getan habe.»

Da schneit quasi alles herein, was es an Krankheiten und Unfällen so gibt?

«So isch das», sagt die gebürtige Schwyzerin, die unweit vom «Haug», nämlich im «Haus Hofmatt» wohlbehütet aufgewachsen ist und dann später in die weite Welt hinauszog. «In diese Krankenstationen kommen Kinder mit ihren Krankheiten ebenso wie Frauen mit ihren Beschwerden, verunfallte Männer stehen auf der Matte und Menschen mit chronischen Erkrankungen ebenso. Da ist alles dabei. Einmal musste ich sogar einen Zahn ziehen!»

Aber wusste sie denn immer, was bei all den Erkrankungen medizinisch zu tun ist?

«Anfangs natürlich nicht. Aber erstens habe ich am Bürgerspital Zug – wie es damals noch hiess – eine gute Ausbildung als Krankenschwester bekommen. Zweitens bildet sich eine Outpost-Nurse natürlich ständig in Kursen, Seminaren, Workshops und mit Büchern weiter.

Und drittens gibt es das Telefon, um einen Facharzt anzurufen, dem die Person vor Ort Fall und Symptome schildert und dann von ihm erklärt bekommt, was zu tun ist. Wenn das nicht reicht, muss sich der Patient auf den 185-km-Weg ins Krankenhaus machen. Je nach Schweregrad und Wetterverhältnissen wurden Patienten auch schon mal dorthin ausgeflogen. Aber wir konnten uns nicht immer darauf verlassen, dass auch tatsächlich ein Flugzeug oder Helikopter zur Verfügung stand. Manchmal blieb nur das Auto der `Voluntair Ambulance´.»

Und mit einem verschmitzten Lächeln fügt sie hinzu: «Aber viertens gibt es oftmals noch eine ganz andere Lösung – nämlich zu improvisieren. Vorausgesetzt er oder sie bringt den Mut dazu auf. Denn es läuft nicht immer so wie geplant.

Mir hatte mal ein Notfallmediziner in Vancouver gezeigt, wie eine Schnittverletzung genäht und der Knoten richtig gesetzt wird. Aber das war an einem Waschlapfen! Deswegen hatte ich mir vorgenommen, am Samstag drauf ein Stück Fleisch zu kaufen und daran das Nähen zu üben. Aber dazu kam es nicht mehr. Denn am Mittwoch davor passierte etwas Unerwartetes. Da kam nämlich ein Farmer zu mir, der mit der Motorsäge abgerutscht war und nun eine 30 cm lange Schnittwunde im Bein hatte. Dem konnte ich nicht erzählen, dass ich erst drei Tage später das Nähen üben wollte.

Dem Mann musste *jetzt* geholfen werden. Also habe ich mir gesagt: Du hast als Schwyzer Maitli an der Schule nähen gelernt. Dann kriegst Du das jetzt auch hin. Und so habe ich es auch gemacht. Allerdings musste ich erstmal meine Hemmungen überwinden, ihm ins Fleisch zu stechen. Aber dann ging´s. Und da er örtlich betäubt war, hat er auch nicht gezuckt. Eine Stunde hat das Ganze gedauert und die Naht sah sogar ganz ordentlich aus. Aber vor allem: dem Mann war geholfen. Und darauf kam es an.»

«Aber viertens gibt es oftmals noch eine ganz andere Lösung – nämlich zu improvisieren. Vorausgesetzt er oder sie bringt den Mut dazu auf. Denn es läuft nicht immer so wie geplant.»



# Ein langer Weg

Wie kommt eine junge Schwyzlerin, deren Grossvater väterlicherseits Bankdirektor und Ständerat war, als Krankenschwester in die unendlichen Wälder von Kanada?

«Nicht auf direktem Weg», lacht sie. «Da habe ich vorher erst noch ein paar Umwege gemacht.

Angefangen hat es nämlich bereits nach der Ausbildung zur Krankenschwester in Zug. Als ich damit fertig war, ging meine damalige Freundin mit ihrem Partner nach Neuseeland. Diese Inseln waren immer der Traum Ort ihres Vaters gewesen und nun wollte sie schauen, was es mit diesem Traum auf sich hatte. Ich versprach, sie dort zu besuchen, packte einige Zeit später meinen Rucksack und machte mich auf den Weg. Das war Anfang der 80er-Jahre. Da waren Rucksack-Reisen bei jungen Leuten gang und gäbe.

Es ging durch Thailand und halb Südostasien, bis ich endlich in Neuseeland war. Dort habe ich die Nord- und Südinsel zehn Monate lang bereist und zum Beispiel in der `Mount Egmont Tourist Lodge´ von Bertha Deck aus Schwyz gearbeitet – um meine Reisekasse wieder aufzufrischen. Manchmal habe ich auch auf Bauernhöfen geholfen, gegen Kost und Logis. Das war eine tolle Zeit, auf der ich viel gesehen und gelernt habe.

Auf dem Rückweg nach Europa kreuzte in Penang ein Inder meinen Weg, der mein Mann werden sollte. Ich war auf dem Weg nach Hause und er war in Richtung Japan unterwegs. Und weil er anschliessend nach Südamerika wollte, hat er mich gefragt, ob ich mir vorstellen könnte, mit ihm diesen Kontinent zu bereisen. Ich konnte. Und so trafen wir uns viele Wochen später in Perus Hauptstadt Lima.

Ich hatte in der Zwischenzeit in St. Moritz im Suvretta House als Krankenschwester eine Sommer- und eine Wintersaison gemacht und so meine Reisekasse wieder aufgefüllt. Also war ich für diese Reise gut ausgestattet.

Von Lima ging's via Amazonas und Kolumbien durch diesen faszinierenden Kontinent. Nunmehr zu zweit.

Nach insgesamt drei Jahren des Reisens – es war inzwischen Mitte der 80er-Jahre – flogen wir wieder nach Hause. Bei Medi, meinem Mann, kristallisierte sich heraus, dass er eine Ausbildung in Sachen Filmproduktionen beginnen wollte. Und zwar in San Francisco. Allerdings zeigte sich nach gründlicher Recherche, dass das sehr teuer kommen würde – während es sich in Vancouver als sehr viel günstiger darstellte.»





● SACHS HARBOUR

● ATLIN

● VANCOUVER



Aha!

«Genau. Da taucht das Wort `Vancouver` und damit `Kanada` auf. Und weil ich als ordentliche Schweizerin das Ganze mit Hand und Fuss angehen wollte, habe ich die Einwanderung ganz ordnungsgemäss über das Konsulat in die Wege geleitet, damit ich dort auch offiziell arbeiten konnte.

Als es so weit war, sollte ich allerdings erst noch eine 2-tägige Prüfung ablegen, damit mich die kanadischen Behörden überhaupt als Krankenschwester zulassen konnten. Doch stellte sich das als ziemlich schwierig dar. Als ich nämlich die sechsseitige Themenliste sah, in denen ich fit sein sollte, dachte ich mir, das schaffst Du nie. Aber ich war zu diesem Zeitpunkt schon angemeldet. Also habe ich mir gesagt: probieren kannst du es ja in jedem Fall. Und wenn Du durchfällst, dann machst Du eben ganz was anderes.

Also ging ich in die Prüfung. Und siehe da: Es klappte.

Ja, und dann habe ich 20 Jahre als Nurse - 17 Jahre davon im Notfalldienst - in Vancouver gearbeitet und bin immer wieder für drei bis vier Wochen in die Outposts zum Helfen.

Der nördlichste Posten war übrigens in der Arktis: in Sachs Harbour auf Banks Island. Am 72. Breitengrad. Das ist ganz oben auf der Karte von Kanada. Dort leben sehr viele der Ureinwohner Kanadas - Inuvialuit mit Namen - also Mitglieder der `First Nations`. Sie hatten und haben es nicht leicht, weil ihnen erst jetzt langsam eigene Rechte zugestanden werden, statt sie wie bisher in die westliche Zivilisation hineinzuzwängen. Ihre Erkrankungen waren deshalb häufig von Zucker, Junk food, Alkohol- und Rauschmittelmisbrauch gekennzeichnet.»

Als Dolores Gwerder das erzählt, gehen zwei Damen in gepflegter Kleidung am Tisch vorbei, ganz ins Gespräch vertieft.

Was denkt ein Pioniergeist wie Dolores, wenn sie von den kanadischen Ureinwohnern in kärglicher Landschaft erzählt, während gleichzeitig hier im Haug das gut organisierte, wohlhabende Schwyzer Leben an ihr vorbei defiliert? Was geht ihr da durch den Kopf?

Nach einer kurzen Pause des Nachdenkens sagt sie bemerkenswert offen: «Man kann sich überall gut fühlen. Man kann sich aber auch überall selbst über kleinste Kleinigkeiten ärgern und immer nur über das Schlechte stolpern. Das klingt banal, aber es ist so: Jeder entscheidet selbst, auf was er sich in seinem Leben konzentrieren möchte - und durch was er sein Herz bewegen lässt.

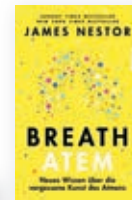
Ich denke, ich habe die Möglichkeit, mich für das eine oder andere freiwillig zu entscheiden, weil ich gute und gesunde Wurzeln in meinem Elternhaus mitbekommen habe. Dadurch habe ich ein buntes und interessantes Leben führen können. Dafür bin ich dankbar. Dem Leben. Mir. Und meinen Eltern!» 🍷



Diese Bücher haben Dolores Gwerder unlängst inspiriert:



01 Sandra Birdsell  
THE RUSSLÄNDER



02 James  
Nestor  
ATEM



03 David Perlmutter  
DUMM WIE BROT



TODES

FELLE





## Kolumne

von Marcel Huwylér

Ich mag Geschichten und Geschichte. Verzelltes und Vergangenes. Märli und Historie. Darum mache ich – nebst meiner

Unterhaltungsschriftstellerei – auch Führungen im Museum. Und zwar im Forum Schweizer Geschichte in Schwyz.

Bis vor kurzem nannte sich mein Job dort «Fachreferent». Aber das klang wohl etwas gar zu streng nach Wissenschaft, Dozieren und Staub. Weswegen unsere Funktion letzthin umgetauft wurde in «Kulturvermittler». Seither meinen meine Kollegen, ich manage Barockorchester, Balletttänzerinnen und den Gölä. In Tat und Wahrheit führe ich einfach nur stundenweise allerlei Alters- und Interessengruppen durchs Museum. Erstklässler, Vereine, Gymeler, Nonnenscharen, Firmenausflügler oder Militärveteranen bei ihrem Jahrestreff – sie alle begleite ich durch unsere Ausstellungen, erkläre und erzähle und versuche Lust auf Geschichtliches zu wecken.

Der mit Abstand grösste Teil der Besucher sind Schulklassen. Und zwar aus dem ganzen Land. Ist hoch spannend – und äusserst aufschlussreich.

Anstelle teurer, gross und aufwendig angelegter Pisa-Studien könnten die Schweizer Bildungsexperten auch einfach ... mich fragen.

Mittlerweile weiss ich nämlich ziemlich genau, in welchen Kantons- teilen, Dörfern und Städten welche Arten und Unarten von Schulkindern ansässig sind. Wo die Hotspots der Freundlich-Folgsamen sind, wo die Nullbockaufnichtsperfen wohnen, die Superklugen, die Überzuckerten, die Chaoten oder die Selber-schuld-Dummen. Natürlich samt deren – je nachdem – freudigen oder frustrieren Lehrpersonal. Ja, doch, ehrlich, das kann ich. Ich will jetzt nur um Himmels willen keine Ortsnamen nennen. Aber ja, es gibt Schulklassen, bei denen ich meine jahrelangen Erfahrungen und Überlebenstaktiken als ehemaliger Reporter in Krisen- und Kriegsgebieten nahezu eins zu eins anwenden kann. Aber das ist ein anderes Themen- und Minenfeld.

Zurück ins Museum. Was ich eigentlich erzählen wollte.

Mir ist etwas Bemerkenswertes aufgefallen. Und zwar bei den Teenagern, vor allem bei jenen aus Stadt und Agglo. Mal angenommen, ich würde eine Art Hitparade erstellen, eine Liste mit den zwanzig meist bestaunten Ausstellungsobjekten im Schwyzer Museum. Wissen Sie, was da auf den Spitzenplätzen rangiert? Welches die Siegertreppenartefakte sind? Top drei der meistbegafften Dinge? Nein, eben nicht, die historisch-logischen Kuratoren-Highlights. Nicht etwa die tonnen-schwere Grabplatte eines Ritters, der bei der Schlacht von Sempach über die Klinge springen musste. Auch nicht das für Millionen versicherte, wunderprächtige, blattvergoldete gotische Messesangsbuch aus einem Thurgauer Frauenkloster. Ja, noch nicht einmal die «Schwarze Stube» aus Schwyz, deren Dusterheit und Brachialität einer

Geisterbahnfahrt in nichts nachsteht. Nein, nichts davon. Absolute Spitzenplatzierte bei den Teenies, top klassiert, grösster Wow-Effekt, *most viewed* im Museum ...

Sind drei tote, präparierte Tiere. Alle mit Pelz. Todesfelle.

Platz drei: Das Pferd eines Ritters in Vollrüstung, der ums Jahr 1390 in den Krieg zieht.

Platz zwei: Ein Maultier, das schwere Säumer Ladungen über den Gotthard buckelt (Welcher Erzeugerteil ist nochmal Pferd, wer Esel bei einem Maulesel? Best-Eselsbrücke-ever dazu stammt von meiner Kulturvermittlerkollegin Monika: Der Papi ist daheim immer der Esel).

Und auf Platz eins, unangefochten – eine abgestochene Kuh.

Dem ermordeten Braunvieh wurde die Kehle durchtrennt. Soll die innerschweizer Familien-Fehden im Mittelalter versinnbildlichen. Blutrache. Selbstjustiz. Du hast meine Ziege gemeuchelt, jetzt schlitze ich deine Milch-Elsa auf.

Ich sage Ihnen ... Diese Tote paralyisiert die Teenager. Und macht sie pseudoreligiös: Trendige «Oh my god»-Entsetzensrufe kommen vor allem seitens der Mädchen. Nach den ersten Schockmomenten prasseln die Fragen auf mich Kulturvermittler ein. «Si-ie, ist die Kuh echt?» – «Ist die richtig tot?» – «Haben Sie die etwa selbst ...» Spätestens an der Stelle muss ich dann jeweils vom Beruf des Tierpräparators erzählen.

Ja, die gekillte Kuh schockweckt die chillenden Teenies. So viel lebensechter Tod fasziniert sie. Dieser Tatort ist das pralle Leben. Für die Jungen und Mädchen eine wahre Nahtoderfahrung. Fährt halt schon krasser ein als ein Baller Game auf dem Computer, ein Zombie-Film oder die Kriegsbilder in den TV-Nachrichten. Unsere Museumskuh ist richtig, voll da, so nah und echt tot. Ein ausgelöschtes,

analoges Lebewesen in einer Welt, in der der Tod gern verdrängt wird – weil inkompatibel mit unseren durchgestylten, überfitten und optimierten Lebensentwürfen.

Übrigens, nicht nur die Kinder und Teenager bleiben bei der Kuh uncool. Bis vor wenigen Jahren gab es am Tatort passend zur Kuhkehlenschnitterei eine künstliche Blutlache am Boden. Die musste dann aber weg. Wegen Protesten schockierter, erwachsener Museumsbesucher. Gerade letzthin schimpfte eine Besucherin aus Deutschland mit mir, wie unzeitgemäss grobschlächtig es doch sei, dass wir Schwyzer-Schweizer totes Getier zur Schau stellen würden. Ich habe trotzig-charmant zurückgelächelt. Nie war ich stolzer, Kuhkulturvermittler in diesem Museum sein zu dürfen.

Also, ich sage Ihnen, wenn ich Geld hätte ... Ich würde sofort ein Museum eröffnen für Kinder und Jugendliche, mit nichts anderem drin als präparierten Tot-Tieren. Würde bestimmt ein Renner. Wär' todsicher erfolgreich. Auf jeden Fall – auf alle Felle. 🙄

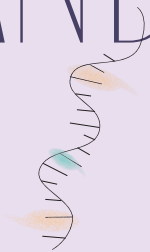




MU  
BY  
MIE



# EINZIGARTIG ANDERS



*Schwyz*

MONIKA SUTER-HEINZER  
VERANSCHAULICHT IN SCHULEN,  
WAS KINDER MIT TRISOMIE 21  
VON ANDEREN UNTERSCHIEDET.  
AUSLÖSER FÜR IHR ENGAGEMENT  
IST SOHN NILS.

von Christine Zwygart

Jeder Mensch ist ein Unikat. Einzigartig in seinem Wesen und seinem Aussehen, mit seiner Geschichte und seinem Dasein. Egal ob dick oder dünn, draufgängerisch oder zurückhaltend, tiefenentspannt oder zapplig – «jedem einzelnen gehört ein Plätzchen in unserer Gesellschaft.» Monika Suter-Heinzer sitzt am grossen Stubentisch in ihrem Daheim über dem Talkessel von Schwyz.

Sie erzählt die Geschichte ihrer Familie, von ihrem Mann und den drei Söhnen. Und von Nils, dem jüngsten Bub, der mit Trisomie 21 auf die Welt kam. Von diesem «Schockmoment» und all dem, was in den vergangenen 15 Jahren daraus entstanden ist.

Die 54-Jährige hat einst Bäckerin und Konditorin gelernt, erteilte zudem Gymnastik- und Jazztanz-Lektionen. Heute arbeitet sie in Heimarbeit für Victorinox, «der ideale Job, der mir eine gewisse Flexibilität ermöglicht – gerade auch für Nils».



Manchmal packt Monika Suter jedoch auch ihre Unterrichtskiste, nimmt Illustrationen und diverse Utensilien mit und besucht Kindergarten- und Schulklassen für zwei spezielle Lektionen: Den Mädchen und Buben erzählt die Mutter von der Einzigartigkeit der Menschen mit Trisomie 21. Auf einer Zeichnung schauen sie sich zum Einstimmen gemeinsam eine Gruppe Kinder an – jedes ist völlig anders. Da ist die Prinzessin mit Krönchen und der Bub mit den Flickern an den Hosen, der Zappelphilipp und die Schlafmütze, die Traurige und der Fröhliche.

«Wir alle sind einzigartig – das ist meine Botschaft.»

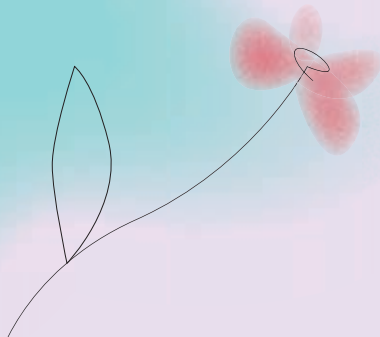
## Wie ein alltäglicher Hürdenlauf

In den Zellen unseres Körpers ist auf den Chromosomen gespeichert, wie wir sind. Welche Augen- und Haarfarbe wir haben. Welche Charaktereigenschaften uns ausmachen. Doch wie können sich Kinder so einen Chromosomencode vorstellen?

Monika Suter bastelt deshalb mit den Klassen aus Maisperlen eine lange Kette. Während diese bei den meisten Menschen gerade verläuft, immer zwei gleiche Elemente parallel nebeneinander, entsteht bei der Trisomie 21 eine Hürde. Dort türmt sich an der 21. Stelle der Kette ein drittes Element auf. «Wie ein Hindernis, das beim Sprechen, beim Spielen und beim Springen zusätzlich genommen werden muss.» So erklärt sie, dass betroffene Kinder fast alles lernen können. Aber sie brauchen einfach mehr Zeit.

Anders sein, als die anderen. Ausgrenzung erfahren und sich immer wieder auf neue Situationen einlassen: Nils hat das Familienleben vor







15 Jahren auf den Kopf gestellt. Die Eltern freuten sich völlig ahnungslos auf ihr drittes Kind – denn die Auffälligkeit des Fötus' hatte sich bei den Untersuchungen während der Schwangerschaft nicht gezeigt.

«Ich machte mir keine Sorgen, erlebte zuvor unbeschwerter Wochen und Monate», erzählt die Mama. Und dann veränderte sich das Leben von einer Sekunde auf die andere. Für immer.

Was sagen Freunde und Familie gerne, wenn Nachwuchs ansteht: Mädchen oder Bub? Egal – Hauptsache gesund!

«Ja, genau ...». Monika Suter weiss, wie schnell solch übliche Phrasen gesagt sind, und wie sehr sie verletzen können. Aber das Schlimmste war nach der Geburt, so erzählt sie heute, «dass uns niemand zu unserem Sohn gratuliert hat». Zu diesem kleinen Wesen, das mit seiner Einzigartigkeit die Familie komplett machte.

«Es war mein Wunsch, dass Nils bei uns den Dorfkindergarten besuchen kann», erzählt Monika Suter. Hier sind nämlich auch seine beiden älteren Brüder ein- und ausgegangen, die Familie kennt die Kindergärtnerin. Eine Schulpsychologin nahm sich dem Anliegen an und bewilligte den Wunsch schliesslich.



## Von liebenswürdig bis eigenwillig

Nils ist mittlerweile ein Teenager. Seine Mama beschreibt ihn als unheimlich glücklichen Menschen, der viel Liebe und Umarmungen verteilt. Wenn ihm etwas gelingt, will er es gleich nochmals versuchen – sei es beim Schreiben, beim Holzhacken oder bei alltäglichen Sachen. «Er kann aber auch stur und eigenwillig sein.» Im Frühling und im Herbst spielt Nils Fussball in einem Team, das aus Menschen mit Beeinträchtigungen zusammengesetzt ist. Dieser «Fussball für alle» von den Clubs aus Goldau, Brunnen und Schwyz leistet damit einen Beitrag für sportliche und soziale Inklusion.

Integrieren statt ausgrenzen. Ein Thema, das für Familie Suter seit dem ersten Tag mit Nils präsent ist: Was wünschen wir uns? Und was ist tatsächlich möglich? Wo braucht es Kompromisse? Wie können wir uns organisieren? Wo erhalten wir Unterstützung? Unzählige Fragen, die sich mit zunehmendem Alter des Bubens ständig verändern.



## Kinder fragen ungeniert alles

In der Schweiz kommen pro Jahr schätzungsweise 800 Kinder mit einem «Down-Syndrom» zur Welt, wie Trisomie 21 auch genannt wird. Wegen des überzähligen Chromosoms haben sie körperliche Besonderheiten: Typische sind unter anderem die Kopfform, die Augen und die Ohren, der Körperbau allgemein, der Muskeltonus. Häufig kommen organische Schäden wie Herzfehler oder Magen- und Darmstörungen dazu. Nils war mit rund 18 Monaten an Leukämie erkrankt, «das war schlimmer als alles, was wir vorher erlebt hatten», erinnert sich Monika Suter. Wochen verbrachten die Eltern im Kinderspital Luzern, auf der Onkologie, umgeben von unglaublichen Schicksalen und Geschichten. Heute gilt er als kreisfrei.

Der Start im Kindergarten gelang dann problemlos, Nils gewöhnte sich gut ein – und schnell kam der Gwunder der Gspändli. Wieso ist dieser Bub anders als wir? Beim Elternabend hatten die Mütter und Väter die Gelegenheit, eigene Ideen für einen Beitrag zum Unterricht einzubringen. «Da bot ich an, den Kindern zu erklären, was Trisomie 21 ist und was das für Nils bedeutet.» Der Vorschlag fand grossen Anklang – vor allem auch, weil viele Eltern bei diesem Thema ratlos waren. Gemeinsam mit einer Heilpädagogin und einer Kindergärtnerin entwickelte Monika Suter anschliessend zwei Schullektionen rund ums Thema: 90 Minuten Einblick in ein Leben mit Down-Syndrom.



## Viel Gewicht und schwere Zunge

Hautnah und spielerisch erleben die Mädchen und Buben bei Monika Suters Unterricht, was die Chromosom bedingten Hürden für Nils im Alltag bedeuten. Sie montiert ihnen Gewichtsmanschetten an Arme und Beine und begibt sich mit den Kindern auf eine Reise durch das Schulhaus, hüpfet und springt, steigt Treppen hoch und wieder runter.

«So verstehen sie, dass Kinder mit Trisomie 21 viel schneller müde werden können.» Das wird vor allem durch eine Muskelschwäche verursacht. Und dann mit Gummibärchen unter der Zunge versuchen, einen Satz zu flüstern – und dabei merken, dass die Verständigung so enorm schwierig ist.



☐ Mehr unter:

[www.  
einzigartig-trisomie21  
.ch](http://www.einzigartig-trisomie21.ch)



Oder dicke Handschuhe anziehen, ein Blatt Papier nehmen, das Etui öffnen und mit den Farbstiften exakt eine Form ausmalen? Schwerstarbeit unter diesen Umständen.

Es geht bei diesen Übungen um Empathie, nicht um Mitleid. Um das Verstehen, wieso manche Sachen anders sind. «Ich möchte damit einen Beitrag leisten, dass die Integration besser klappt», sagt Monika Suter. Kinder wissen anschliessend, dass Trisomie 21 keine Krankheit ist, sie können sich nicht damit anstecken und kein Medikament hilft dagegen. Sie sollen aber auch lernen, Stop zu sagen und Grenzen zu setzen – wenn Betroffene zu übermütig oder anhänglich werden.

Belohnt werden die Mädchen und Buben am Schluss mit der «Einzigartige Helfer Medaille», ergänzt mit dem Namen und einem Brief für die Eltern. So tragen sie das Thema in die Familien, Diskussionen entstehen mit Geschwistern und Freunden.

## Zwischen Sicherheit und Selbständigkeit

Betroffenen Eltern einen guten Rat mit auf den Weg zu geben, empfinde sie als schwierig, sagt Monika Suter. Ein Sohn oder eine Tochter mit dem Down-Syndrom zu begleiten, sei eine echte Aufgabe, vieles im Leben werde aufwändiger. Gewiss, aber: «Die Sonne wird dennoch heller scheinen als zuvor.» Das hat vor allem damit zu tun, dass ihr

dank Nils immer wieder aussergewöhnliche Menschen begegnet sind. So wie sein Schlagzeuglehrer, der sich auf das Experiment einliess, statt einfach von Beginn weg Nein zu sagen. «Heute ist Nils mit viel Leidenschaft dabei, kann sogar Noten lesen.»

Assistenzstunden in der Schule hat der Bub nie bewilligt erhalten. Trotzdem besuchte er den Regelunterricht bis in die zweite Klasse. Seither lernt Nils an der «Heilpädagogische Schule» in Ibach, wo er ohne Begleitung mit dem Bus hinfährt.

«Dieser Weg ist für ihn sehr wertvoll, da er so den direkten Kontakt zu unseren Nachbarn und anderen Menschen pflegen kann», erklärt die Mama. Also ausserhalb des Sondersettings in der Schule – im wirklichen Leben. Früher hat sie ihrem Buben einen GPS-Sender im Rucksack mitgegeben, mittlerweile hat Nils ein Handy. «Es ist immer eine Gratwanderung zwischen Sicherheit und Selbständigkeit.»

Von der Gesellschaft wünscht sich Monika Suter, mutiger zu sein, Neues auszuprobieren, statt Angst vor dem Versagen zu haben. «Das würde unser Leben einfacher machen.»

Von der Politik erwartet die Mutter, dass Eltern als Fachpersonen ernst genommen werden, dass ihnen zugehört wird. «So können wir miteinander den besten Weg für die Integration vom Menschen mit einer Beeinträchtigung finden.»

Nils kommt jetzt in die Pubertät, Mädchen interessieren ihn. Die kommenden Jahre wird er noch in der heilpädagogischen Schule verbringen und Berufspraktika machen.

Bereiten ihr die Zukunftsperspektiven ihres Sohnes manchmal Sorgen?

«Nein», sagt sie bestimmt. Und fügt hinzu: «Früher wäre vielleicht eine gewisse Angst in mir aufgestiegen – aber heute lasse ich das einfach auf uns zukommen.»

Mit Energie, Mut und Herzblut wird sie eine Lösung finden. Egal, was da noch alles für Hürden warten. 🍀





*Auf dem Rigi-Chestene-Weg von Gersau nach Vitznau  
FOTO: Stefan Zürrer*





*gersau*

46° 59' 42.9" N 8° 29' 25.5" O





# VON EINEM, DER GERNE IN DIE LUFT GEHT

*Gersau*

SIMON «GERO» WALDIS WAR 14 JAHRE KAMPFPILOT BEI DER SCHWEIZER LUFTWAFFE UND TESTET HEUTE FÜR DIE PILATUS AG FLUGZEUGE

von Andreas Lukoschik

**A**ls wir in seinem Büro auf dem Stanser Gelände der Pilatus Flugzeugwerke AG bei einem Espresso sitzen, muss als Erstes die Frage gestellt werden: Wie kommt ein junger Gersauer dazu, Kampfpilot werden zu wollen?

Da lacht er ganz entspannt: «Gersau liegt in der Einflugschneise zum Flugplatz Buochs. Da haben meine Brüder und ich immer die rasanten Maschinen im Landeanflug gesehen, was uns sehr faszinierte. Und als ich dann den Film 'Top Gun' mit Tom Cruise gesehen hatte, da war mir klar: Das willst Du auch machen.

Heute würde ich allerdings sagen, dass Hollywood zwar die perfekte Nachwuchsförderung für die US-Streitkräfte Air Force produziert hat. Mit der Wirklichkeit hat das aber nur

sehr wenig zu tun. Solche Draufgänger wie der Maverick werden in der Realität ganz schnell nach Hause geschickt. Denn der Einsatz von Kampfflugzeugen ist immer eine komplexe Teamaufgabe, selbst wenn man alleine im Flugzeug sitzt. Da sind Einzelgänger fehl am Platze. Das wusste ich mit meinen damals 17 Jahren natürlich noch nicht, aber dass ich mich bei SPHAIR bewerben würde, war mir spätestens dann klar, als ich in der Bibliothek des Kollegis den entsprechenden Werbeflyer sah.

SPHAIR ist das Nachwuchsförderprogramm des Bundes für jeden Job in der Aviatik. Die erste Priorität liegt beim Militär, aber es ist auch die Eintrittskarte für die zivile Luftfahrt in der Schweiz. Für mich war deshalb klar: Das probierst Du. Und das war gut so. Denn das Fliegen war und ist mein Traumjob, auch wenn heute die Realität deutlich anders ist als der Traum in der Jugend.»

Was macht ein «Kampf»-Pilot eines neutralen Landes wie der Schweiz? Wirklich «kämpfen»?

Hier lacht er wieder, diesmal eher verständnisvoll: «Wir trainieren in der Tat komplexe Szenarien und schießen mit scharfen Waffen zu Übungszwecken. Unser Auftrag ist es



ja, die Lufthoheit zu wahren und so jede Ausweitung eines Konflikts oder Krieges in die Schweiz zu verhindern. In letzter Konsequenz obliegt uns die Verteidigung der Schweiz, was nichts anderes bedeutet als zu `kämpfen`. Deshalb müssen wir für einen solchen Ernstfall jederzeit unser Fluggerät mit all seinen Möglichkeiten so gut wie möglich beherrschen.

In Friedenszeiten haben wir eine permanente Bereitschaft, bei der wir innert 15 Minuten mit 2 Flugzeugen in der Luft sind. Dies entspricht einem weltweiten Standard und reicht selbst in der kleinräumigen Schweiz aus. Schliesslich sind wir - auch dank internationaler Kooperation - nicht ab der Landesgrenze blind, sondern kennen die Luftlage weit über unser Gebiet hinaus.

Diese Bereitschaft kann je nach Bedrohungslage angepasst werden, so dass wir in kürzerer Zeit und mit mehr Mitteln im Einsatz sind. Die Schweiz liegt an einer sicherheitspolitisch bevorzugten Lage. Darum kann man davon ausgehen, dass eine handfeste Konfliktsituation nicht von heute auf morgen über uns hereinbricht. Die weltweite Entwicklung hat aber leider auch in Europa militärische Eskalationen realer gemacht. So ist diese abgestufte Bereitschaft ein verhältnismässiger Ansatz zum Schutz unseres Luftraumes.


In der normalen Lage sind unsere Alltagsaufgaben aber mehrheitlich im Bereich der Luftpolizei angesiedelt. So rücken wir zum Beispiel aus, wenn ein Segelflieger bei Föhn im Gotthardgebiet ohne Freigabe der Flugsicherung irgendwo in den Airway steigt und so den zivilen Linienverkehr stört. Solche Luftraumverletzungen bilden ein gefährliches Kollisionsrisiko und können daher zu Umleitungen der Airliner und Verspätungen führen. Verspätungen im Flugverkehr ziehen immer eine Kette von Folgen mit sich und darum ist das Interesse gross, solche Situationen rasch zu entschärfen. Das ist etwa so, als ob die Polizei einen verirrtten Velofahrer von der Autobahn begleiten müsste.

Manchmal müssen wir auch die Luftraumsicherung bei politischen Veranstaltungen wie einem OECD-Ministertreffen oder dem Weltwirtschaftsforum in Davos übernehmen.

Ziemlich regelmässig gibt es so genannte Live Missions, wo man meistens ausländische Staats- und Militärflugzeuge kontrolliert. Dabei wird einerseits kontrolliert, ob die Überflugbewilligung eingehalten wird und andererseits gezeigt, dass die Schweiz ihre Souveränität auch in der Luft kontrollieren und durchsetzen kann.

Diese Präsenz bezeichne ich gerne als `Neutralitätsschutz auf Basislevel`. Denn es kommt durchaus vor, dass Luftkampfmittel ab Europa starten, um einen Kriegseinsatz irgendwo auf der Welt zu absolvieren. Wenn dann die Schweiz mitten auf dem direktesten Weg in dieses Einsatzgebiet liegt, so können rasch Interessen entstehen, um den Anflugweg durch unseren Luftraum abzukürzen. Dass wir solche Überflüge im direkten Zusammenhang mit kriegerischen Handlungen von keiner Seite dulden können, liegt neutralitätspolitisch auf der Hand.

Eine solche `Intervention` dient in der normalen Lage primär der Dokumentation, weil die möglichen Konsequenzen nicht im Kampf verfolgt werden, sondern auf der politisch-diplomatischen Ebene.»

 *Wer den Traum vom Fliegen zum Beruf machen will, kann sich hier Inspirationen holen:*

[www.sphair.ch](http://www.sphair.ch)

## Seine Einsätze sind kein Schweben

Das hört sich ja ganz gemütlich an.

Da lacht er wieder: «Die harten und schwierigen Momente könnte ich nur korrekt erklären, wenn ich jetzt sehr viel Technisches zum Besten geben würde. Verbunden mit Abkürzungen, Techno-Kauderwelsch auf Englisch und Militärbegriffen, was für Nicht-Eingeweihte unverständlich und langweilig ist.

Da berichte ich lieber von den grossartigen Momenten. Zum Beispiel wie wir in Norwegen in totaler Dunkelheit Nachtflugübungen im hohen Geschwindigkeitsbereich durchführten. In der dicht besiedelten Schweiz trainieren wir aus Rücksicht auf die Bevölkerung nachts generell sehr wenig und auch nicht mit Überschallgeschwindigkeit. Über der menschenleeren Nordsee allerdings schon. Und als Sahnehaube gab es in diesen Nächten das faszinierende Polarlichtspektakel Aurora Borealis obendrein. Aber zu diesem Training gehören auch die Rettungsübungen dazu, wie man im eiskalten Winterwasser der Fjorde überleben kann. Auch das mussten wir für den Notfall trainieren, falls wir aus dem Flieger aussteigen müssen. Es gibt also immer von allem beides – das Schöne und das Harte.»

Er erwähnte gerade das Thema Geschwindigkeit. Von welchem Tempo reden wir da konkret?

«Das kommt natürlich auf das Fluggerät an. Beim Schweizer Kampffjet F/A 18, den ich geflogen bin, ist die Höchstgeschwindigkeit ca. 2000 km/h. Da sind schnelle Reaktionen und Entscheidungen verlangt. Aber effektiv fühlen kann man diese Geschwindigkeit nicht so richtig, weil – ausser im Tiefflug – der Bezug zum Gelände fehlt. Salopp ausgedrückt ist man einfach etwas früher dort, wo man hin muss, wenn man schneller fliegt.»

Kann man so einen Jet auch bremsen?

«Ja klar, sonst würden wir ja wie ein Blindgänger zügellos durch die Gegend rasen. Je nach Mission kann es sein, dass innert kurzer Zeit mehrere hundert km/h abgebaut werden müssen. Dafür gibt's die Bremsklappen am Flugzeug. Vielleicht hat das der eine oder andere schon mal nach dem Landen auf den Tragflächen seines Passagierflugzeuges gesehen. Diese Klappen werden nach oben ausgefahren und erhöhen den Luftwiderstand ganz massiv. Am wirksamsten lässt es sich aber bremsen, wenn man das ganze Flugzeug 'quer zum Wind stellt'. Solche extremen Flugmanöver sind gerade in Kampfsituationen entscheidend. Deswegen heisst es, viel zu üben.

Einen Kampffjet zu fliegen ist eine sehr rationale Arbeit, aber dennoch werden viele Entscheidungen dort oben nicht aus der Ratio getroffen, sondern aufgrund von Erfahrungen, die in praktischen Flugstunden gemacht wurden – und dabei in Fleisch und Blut übergegangen sind. Dazu braucht's ein relativ straffes, aber nicht-straftendes Ausbildungssystem. Wer als Fluglehrer im Einsatz ist – das war eine meiner

Lieblingsaufgaben –, braucht deshalb doppelte Aufmerksamkeit. Hier ist man nicht nur für den Lernfortschritt, sondern auch für die Sicherheit des Schülers verantwortlich.»

Natürlich wird jeder Flug am Boden en detail nachbesprochen, damit der Pilot daraus auch wirklich lernen kann.

## Konflikte

Stichwort «Kampf und Konflikte»: Wie sieht er die aktuelle Entwicklung in der Welt?

«Wir sehen eine deutliche Zunahme von heissen Konflikten auf der Welt. Die für mich am deutlichsten spürbare Veränderung ist das gesellschaftliche Bewusstsein von machtpolitischen und militärischen Risiken. Die militärischen Potentiale und damit die Möglichkeit Kriege zu führen und Grenzen zu verschieben waren quasi immer vorhanden. Einzig vom Fakt, dass diese Mittel auch effektiv in den Einsatz gebracht werden, blieben wir hier in Europa in den letzten Jahrzehnten zum grössten Teil verschont.

Ein Krieg bringt immer unendliches Leid. Und wie fast immer leiden die Schwächsten auch im Krieg am meisten. Ist ein Krieg erst einmal losgebrochen, wird alles dem Kampf untergeordnet. Auch wichtige Themen in Gesellschaft, Umwelt oder Wirtschaft müssen hintanstellen. Schliesslich geht es in einer solchen Situation ums eigene kurzfristige Überleben. Deshalb gibt's am Schluss überall nur Verlierer.

Darum bin ich überzeugt, dass wir als Gesellschaft gut daran tun, in allen Bereichen auf die Verhinderung von Kriegen hinzuarbeiten. Denn nur in einer friedlichen Welt können wir unsere Herausforderungen wie den Klimawandel, soziale Ungerechtigkeiten etc. angehen.





Der wohl beste Weg zu diesem Ziel wäre eine Welt ohne Waffen. Dies ist aber ein naives Ziel und daher gehören für mich neben aller Politik und Diplomatie auch glaubwürdige Streitkräfte zur Strategie einer Demokratie wie der Schweiz.

Alle jüngeren Konflikte und ihre Nachwirkungen haben sich über mehrere Jahrzehnte hingezogen, mit immensen sozialen, ökonomischen und ökologischen Konsequenzen. Eine solche Eskalation wäre für die Schweiz, wie wir sie kennen und lieben, unakzeptabel. Eine starke Armee ist deshalb ein Faktor, um den `Eintrittspreis` eines möglichen Aggressors so hoch anzusetzen, dass ein Angriff strategisch unattraktiv wird und somit gar nicht stattfindet.»

## Themenwechsel

Seine Militärzeit ist seit März 2023 Geschichte, weil er seitdem bei der Pilatus Flugzeugwerke AG in Stans als Testpilot im Einsatz ist ...

«Nicht ganz», kommt es da wie aus der Pistole geschossen. «Ich bin jetzt beim Militär Milizpilot und leiste regelmässig Dienst als Fluglehrer für die angehenden Kampfpiloten der Luftwaffe. Aber es ist richtig, dass sich meine `Nine-to-Five-Arbeit` seit März '23 um die Maschinen der Pilatus dreht.

So ganz unbekannt waren sie mir ohnehin nie. Denn ich habe meine ganze militärische Ausbildung auf Pilatus-Modellen absolviert und später wurde ich Fluglehrer auf dem PC-21, dem wohl effizientesten Ausbildungsflugzeug für angehende Kampfpiloten.»

Was gehört jetzt zu seinem Aufgabengebiet?

«Es ist ein bisschen so wie bei Lewis Hamilton, der seine technischen Erfahrungen aus der Praxis zur Weiterentwicklung der Formel-1-Boliden einsetzt. So ist auch die Aufgabe von uns knapp 20 Testpiloten in der Firma zu sehen. Wir bringen unsere operationellen Erfahrungen aus der Luft ein und entwickeln so mit unseren Ingenieuren ständig

bessere Flugzeuge. Hier immer wieder neue Wege zu finden und gemeinsam zu gehen, das ist unsere Aufgabe.

Manchmal kommen aber auch ganz andere, herrliche Aufträge dazu. So durfte ich unlängst einen fabrikneuen PC-12 nach Denver fliegen. Der PC-12 ist ein relativ kleines Mehrzweckflugzeug und seit Jahren das meistverkaufte Modell in seiner Klasse. Der Verwendungszweck dieses Flugzeuges ist komplett anders als bei einem Kampffjet, aber darum nicht weniger interessant. Die Überführung dauerte 3 Tage – inklusive je einer Übernachtung in Island und Kanada. Solche Flüge sind Teil meines äusserst abwechslungsreichen Jobs, mitsamt einem Feierabendbad in einer heissen Quelle in Reykjavik.» Und lachend fügt er hinzu: «Aber das sind eher die Ausnahmen, meistens arbeiten und fliegen wir hier auf und um den Flugplatz Buochs.»

Hatte er nie den Wunsch, Airline-Pilot zu werden, um dann ständig solche schönen Flüge in fremde Länder machen zu können?

«Eigentlich nicht. Für mich als Zentralschweizer ist die Pilatus AG – neben der äusserst spannenden Arbeit – auch vom Arbeitsort her sehr attraktiv. Ich fühle mich hier mehr als wohl.»

Seine Pilotenkollegen nennen ihn nicht «Simon» sondern «Gero». Warum?

«Tja», lacht er in seiner gutgelaunten Art, «im Verlauf seiner Ausbildung bekommt jeder Pilotenschüler einen Nickname, unter dem er dann in der Welt der Aviatik bekannt ist. Diese Namen haben meist eine Geschichte, die bei jedem anders ist. Fun-Fact: Ich kenne im Pilotenumfeld fast jeden Charakter aus der «Herrn der Ringe» Trilogie.

Für einen stolzen «Gersauer Republikaner» lag dann `Gero` irgendwie auf der Hand. Zur Erklärung: «Gero» ist für Gersau, was der «Svito» für Schwyz ist. «Ja, ich habe Freude, diesen Namen in der Aviatik tragen zu dürfen»

Dann bleibt uns nur noch: «Blue Sky» und «Happy Landings» zu wünschen! 🍀



*Dieser stille Zeuge Schwyzer Geschichte steht beim Itlimoos  
(im Hintergrund der Etzel) FOTO: Stefan Zürrer*





47° 11' 16.8" N 8° 41' 27.7" O



# VIRTUOS!



## Altendorf

MIT RAPHAEL NUSSBAUMER  
REIFT EIN VIRTUOSES TALENT  
HERAN, DAS SEINESGLEICHEN  
SUCHT - NICHT NUR IM  
KANTON SCHWYZ

von Rachele De Caro

Mozart, Beethoven, Paganini – die Virtuosen vergangener Zeiten haben etwas gemeinsam, das auch heute nötig ist, um die besonderen Qualitäten eines herausragenden Musikers zu erlangen: das disziplinierte Erlernen von Fertigkeiten an ihrem Instrument bereits in jungen Jahren. Und weil wohl kein Kind von allein darauf kommen würde, seine Kindheit mit einem Musikinstrument zu verbringen, braucht es ein Umfeld, das es auf diesem Weg begleitet.

So war es auch bei Raphael Nussbaumer. Der heute 18-jährige Violinist aus Altendorf bekam seine erste Geige bereits zur Taufe und hat im zarten Alter von vier Jahren, das erste Mal darauf gespielt. Dass ihm das irgendwo logisch und natürlich vorkam, lag sicherlich auch daran, dass er in einer Musikerfamilie aufwuchs, in der der Umgang mit einem Instrument ganz natürlich war – und ist. Vater Donat Nussbaumer sowie Grossvater Franz Nussbaumer, sind begnadete Violinisten und Lehrer. Raphaels Schwester Seraina spielt ebenfalls Violine sowie Klavier und studiert beide Instrumente an der Hochschule der Künste in Zürich. Und Raphaels Götti baut Geigen. In dieser Familie hat der kleine Raphael also von klein auf gesehen, dass es ganz natürlich ist, seine Zeit mit einem Instrument zu verbringen.

Inzwischen haben die Freude am Instrument, das beharrliche und kontinuierliche Üben der technischen Fertigkeiten von drei bis fünf Stunden

täglich, sowie ein unüberseh- und hörbares Talent Raphael bereits zu einem erstaunlichen Repertoire und renommierten Auszeichnungen verholfen.

Für ihn seien aber nicht die technischen Fertigkeiten entscheidend, sondern die Emotionen, die er einbringt.

«Die Menschen mit Gefühlen zu berühren, sie zu bewegen, sehe ich als wichtiger an als die Fertigkeiten auf dem Instrument», meint Raphael, wobei er anfügt, dass die Technik natürlich die Grundlage sei, ohne die das nicht gehe.

## Ausgezeichnet

2022 gewann Raphael – im Alter von gerade mal 16 Jahren und als jüngster Finalist – den 4. Preis beim internationalen Violin-Wettbewerb Fritz Kreisler in Wien, der alle vier Jahre stattfindet. Dieser gilt als eine der wichtigsten internationalen Auszeichnungen für junge Berufsgeiger.

Die zahlreichen Wettbewerbe, die Raphael bereits gewonnen hat, dienen gemäss Vater Donat als Referenzen für Raphaels weitere Auftritte. So scheint der Berufseinstieg bei einem Berufsmusiker ein fließender Prozess zu sein.

Neben seiner Ausbildung, die er – gerade mal sechsjährig – in der Violinklasse von Philip A. Draganov begann, am Pre-College des Musikkonservatoriums in Zürich weiterführte und die den Schwyzer alsbald nach Bern an die Hochschule der Künste führt, spielt er stetig Konzerte – mal mit Berufsmusikern, mal mit Amateuren oder in Jugendorchestern, jedoch zumeist als Solist.

«Mich hat es nie gestört, dass ich oftmals der Jüngste war und immer noch bin. Ich mache gerne Musik, egal ob mit Erwachsenen oder mit Musikern in meinem Alter. Es hat mich zudem dazu ermutigt aus mir herauszukommen. Auch beim Spielen muss ich manchmal aus meiner Komfortzone raus, sodass ich etwas anderes sehe und meinen Horizont erweitere.»

Diese jugendliche Neugierde scheint typisch für den schweizerisch-thailändischen Doppelbürger. Seinen Horizont erweitert er auch gerne mit völlig anderer Musik. Zum Beispiel wenn er mit seiner Schwester auf Heavy-Metal Konzerte geht oder ganz alleine an ein Blues Konzert von Joe Bonamassa.

Die Emotionen, die die Musiker beim Publikum wecken, ob beim Heavy-Metal, beim Blues oder im klassischen Bereich, inspirieren ihn.

«Bei einem Heavy-Metal Konzert lassen die Künstler alles raus. Die Energie, die dann im Publikum entsteht, ist berauschend, ja betörend. Ich habe mir vorgenommen dies auch bei meinem Spiel auf der Geige zu probieren und die Emotionen einfach rauszulassen.»

Wie jeder Jugendliche sucht Raphael Inspiration und Identifikation.

«Im Bereich der Klassik sind meine Vorbilder Grössen wie Julian Rachlin, Michael Rabin oder Frank Peter Zimmermann. Aber auch Michael Poulsen, Leadsänger der Heavy Metal Band `Volbeat´ beeindruckt und inspiriert mich», meint Raphael und präzisiert: «Viele gute und bekannte Metal Musiker haben eine klassische Ausbildung. Das hat mich überrascht, aber natürlich auch gefreut. Denn ich sehe, wie sie die unterschiedlichen Musikstile miteinander kombinieren oder zwischen ihnen hin und her pendeln. Es fasziniert mich, wenn etwas, das auf den ersten Blick nicht zusammenpasst, kombiniert wird und etwas Neues daraus entsteht.»



## Das Instrument

Auch hinsichtlich des Instrumentes selbst holt sich Raphael Inspiration von aussen und probiert Neues. So versucht er, Saiten unterschiedlicher Materialien miteinander zu kombinieren, um den Klang zu verändern und bestenfalls zu verbessern.

«Ich lerne mein Instrument ständig neu kennen. So bin ich auch immer wieder aufs Neue begeistert, wie unterschiedlich und vielseitig die Geige in verschiedenen Räumlichkeiten klingt und versuche diese Unterschiede besser kennen zu lernen. Mein Ziel ist es ohnehin, mein Leben lang zu lernen und nie fertig zu sein, sondern immer wieder etwas Neues zu entdecken.»

Raphael möchte uns seine Faszination für das Instrument erklären, also steht er auf, geht zum Wohnzimmer und holt seine Geigentasche. Er breitet ein paar Tücher auf dem Küchentisch aus und legt seine wertvolle und stete Begleiterin behutsam darauf.



Es zeigt sich, dass die «Italienerin», wie Raphael sein Instrument liebevoll nennt, Vater wie Sohn zum Schwärmen bringt. Eine wohl dreihundert-jährige Violine hergestellt von unbekannter Hand, aus dem Gebiet südlich der Alpen, lässt das Herz der beiden höher schlagen.

«Ein befreundeter Geigenbauer rief mich an und meinte, er hätte da noch etwas in seinem Schrank, das uns interessieren könnte», erzählt Vater Donat darüber, wie sie zur Geige kamen – oder die Geige zu ihnen.

Die Violine im Schrank gehörte einer älteren Dame, die diese verkaufen wollte. Um sicherzustellen, was das für ein Exemplar ist, haben sie eine Abklärung machen lassen. Denn, ob es nun eine Amati, eine Guarneri, eine Stradivari oder das Werk eines Unbekannten ist, macht einen grossen Unterschied, nicht nur hinsichtlich des Klangs, sondern auch aufs Portemonnaie bezogen.

«Ich habe mich auf Anhieb in sie verliebt: das Holz, das Muster auf der Rückseite, der Schaft, ich finde sie einfach wunderschön», schwärmt Raphael sichtlich begeistert.

## Lehr-reich

Die Beziehung zu seinem Vater, die des Mentors zu seinem Mentee, begleitet den jungen Musiker seit den Anfängen und ist natürlich sowohl aus menschlicher wie auch aus fachlicher Sicht eine fruchtbare Symbiose. Donat selber spielt seit 2003 die 1. Violine im Zürcher Kammerorchester und ist stellvertretender Konzertmeister ebendieses Orchesters. Zudem führt er das «Sinfonieorchester Kanton Schwyz» und unterrichtet an der Kantonschule Pfäffikon (SZ).

«Ich wollte Raphael aber nie selbst unterrichten. Die Härte, die es ab und an dazu braucht, hätte er nicht verstanden. So wurde er die ersten beiden Jahre von meinem Vater, seinem Grossvater, unterrichtet und ich konnte mich auf meine Rolle als Vater konzentrieren», erklärt Donat.

Daneben ist Raphaels Mutter der Gegenpol in der Familie. Die gebürtige Thailänderin vermag Raphael eine andere Perspektive aufzuzeigen und ihn nebst all der Disziplin auch mal zum Innenhalten bewegen.

«Es tut sehr gut, dass jemand aus der Familie nicht aus der Musikwelt kommt. Wenn alle Musik machen würden, wäre es wohl etwas einseitig»,

meint Raphael und erzählt eine Anekdote des Fritz Kreisler Preises. Als er vor dem Auftritt nochmals üben wollte und sehr angespannt war, sagte seine Mutter: «Komm lass uns einfach etwas Essen gehen.» Raphael war einverstanden und wie es ausgegangen ist, wissen wir.

Ein Augenmerk beim Spiel vor Publikum legt Raphael auf den mentalen Aspekt.

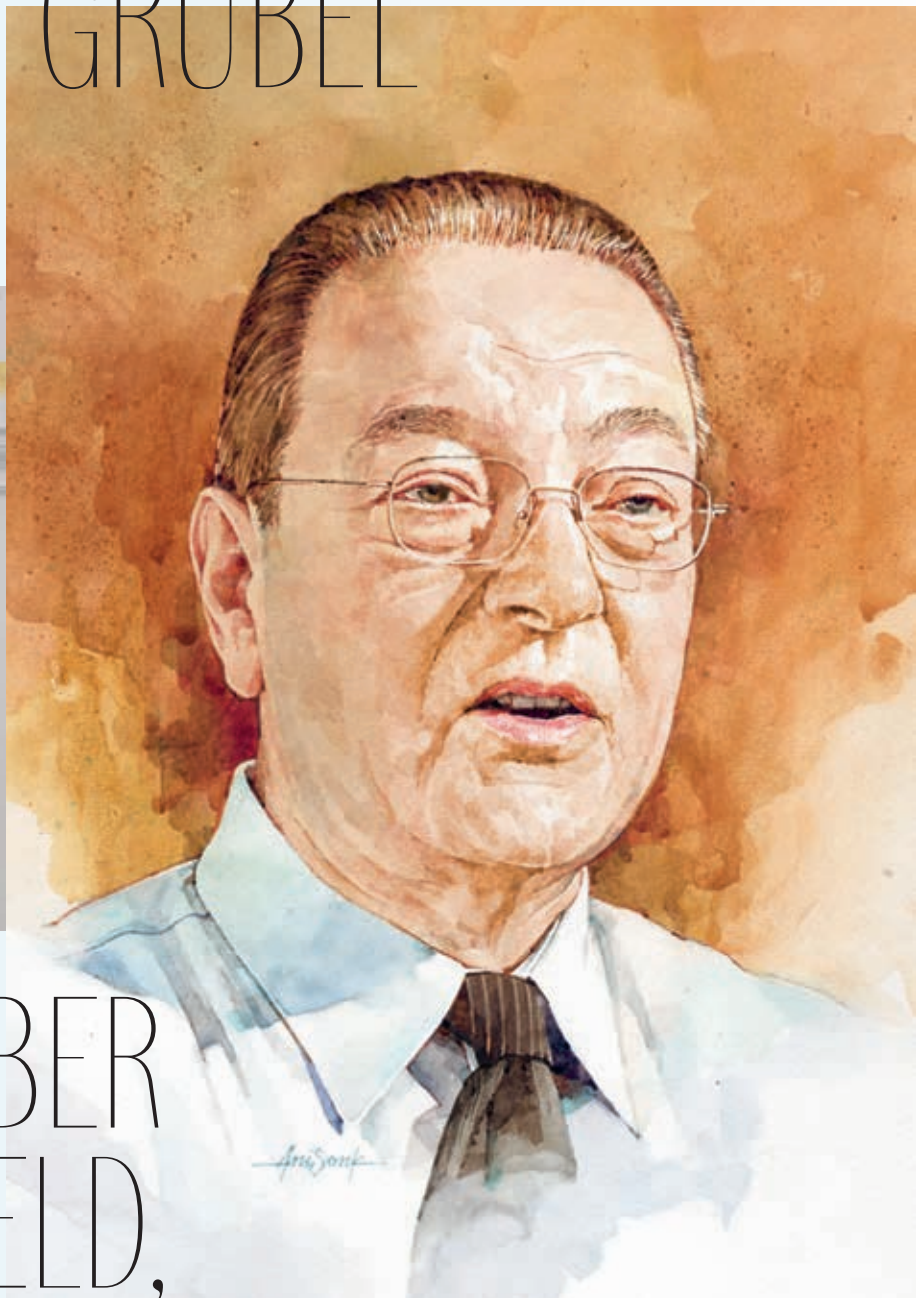
«Wenn ich einmal einen Fehler mache, versuche ich danach noch besser zu spielen», meint er und betont: «Es ist eine Einstellungssache. Dies gilt auch bei Stücken, die mir vielleicht auf Anhieb nicht so gefallen. Ich versuche jedes Stück zu verstehen, es zu schätzen und das Beste herauszuholen.»

Zum Schluss nimmt Raphael Geige und Bogen, beginnt sie zu stimmen und dann zu spielen. Mitten in der gemütlichen Stube der Familienwohnung offenbart sich, was er zuvor zu umschreiben versuchte. Sein Spiel vermag, mehr als viele Worte, auszudrücken, was ihn dazu bewegt, solch unglaubliche Kunststücke auf der Geige zu vollführen: die Musik ist seine Sprache und seine grosse Passion. Während er das gewählte Stück des belgischen Komponisten Eugène Ysaÿe vorführt, erstrahlt sein jugendliches Antlitz voller Stärke und Intensität.

Auf die Frage, warum er die Geige zu seinem Instrument gewählt hat, antwortet Raphael: «Ich habe auch Cello probiert und Waldhorn hat mich ebenfalls interessiert, doch geblieben bin ich bei der Geige. Es hat mich einfach immer schon fasziniert, was aus so einem Stück Holz entstehen kann.»

Auch uns hat dies fasziniert und wir sind gespannt, welche Wege dieser talentierte Schwyzer noch einschlagen wird. Das Rüstzeug für einen virtuoseren Werdegang hat er. Und so scheint sein Traum, einst in der Carnegie Hall in New York zu spielen, mehr eine erreichbare Vision als unrealistisches Koptokino zu sein. 🍷

# OSWALD J. GRÜBEL



ÜBER  
GELD,  
VERTRAUEN



# UND KÜNSTLICHE INTELLIGENZ

*Wallerau*

ER WAR SOWOHL CEO DER CREDIT  
SUISSE (2003-2007) ALS AUCH DER  
UBS (2009-2011) UND HAT DEN RUF,  
KLARTEXT ZU REDEN

von *Andreas Lukoschik*

**A**ls Achtjähriger floh Oswald Grübel 1951 aus der neu gegründeten DDR über die damals noch grüne Grenze nach Westdeutschland zu Verwandten, wo er aufwuchs und mit 16 eine Lehre zum Bankkaufmann bei der «Deutsche Bank» machte.

«Das war in den 60er Jahren», erzählt er gutgelaunt in seinem Büro in der Zürcher Börsenstrasse. «Ich wollte eigentlich Ingenieur werden, aber als ich in der Bank mitbekam, dass die grosse weite Welt gar nicht so gross ist, weil die Bank Exporte in die entlegensten Winkel unserer Erde finanzierte, war mein Interesse geweckt. Fortan hatte ich mit Ländern und Städten zu tun, von denen andere noch nicht einmal etwas gehört hatten. Das faszinierte mich, weil

man damals ja nicht überall hinfliegen konnte wie heute, sondern noch mit dem Schiff reisen musste.

Später kam hinzu, dass ich erkannte, worum es im Handel geht: Es geht um Psychologie – und mit welchen Argumenten man es schaffte, sein Vis-a-vis dazu zu bringen, zu kaufen oder zu verkaufen.

Solche Handelsgeschäfte wurden damals nur am Telefon abgewickelt. Aber damit das überhaupt funktionieren konnte, galt ein bestimmter Codex, nämlich `Mein Wort ist mein Bond´. Das hiess: Wenn jemand am Telefon etwas gesagt hatte, dann hielt er sich daran. Da konnte er nicht hinterher kommen und sagen `Oh, das habe ich so nicht gemeint´. Das gesprochene Wort galt. Das wusste jeder. Wer sich nicht daran hielt, war erledigt. Das hat eine Klasse von Leuten geschaffen, denen man vertrauen konnte. Heutzutage ist das unvorstellbar. Deswegen werden solche Geschäfte inzwischen alle elektronisch abgewickelt, weil dadurch jeder Schritt belegbar ist – und natürlich auch schneller vollzogen werden kann.»

## Vertrauen

«Das Thema `Vertrauen´ ist deshalb aber nicht vom Tisch. Im Gegenteil. Seit der Finanzkrise 2008/9 dachte ich, dass eigentlich allen klar ist: Vertrauen ist wichtiger als Kapital. Aber dennoch ist das passiert, was zum Ende jener Bank geführt hat, für die ich 37 Jahre tätig war – der Credit Suisse.»



Unter der Ägide des Verwaltungsratspräsidenten Urs Rohner. Kannte er den noch aus seiner Zeit als CEO der Credit Suisse?

«In der Tat. Er ist ja von Hause aus Jurist und ich suchte damals einen General Counsellor, also den obersten Rechtsanwalt der Bank, als juristischen Berater. Als Bank wird man ja ständig verklagt. Wir haben also miteinander geredet und gefunden, wir probieren es miteinander. Von da an kam er mit den Fällen zu mir, hat mir seine Einschätzung gegeben, skizziert mit welchen Konsequenzen zu rechnen ist und welche Wege wir einschlagen könnten. Und dann habe ich – mit seinem Rat – die Strategie festgelegt. Das war oft das Gegenteil von dem, was andere Banken gemacht haben. Aber Rohners Rat war meistens gut. Und was seine Rolle als Verwaltungsratspräsident betrifft, so kann ich sagen, dass sie überschätzt wird. Der CEO hat das Sagen im täglichen Geschäft. *Er* ist verantwortlich für das Wohl und Wehe seiner Bank – nicht der Präsident.

Wenn der CEO versteht, warum Menschen so handeln, wie sie handeln, was hinter ihren Absichten steckt, welches ihre eigentlichen Ziele sind – und darauf reagiert – kann er ganz erfolgreich sein. Ich habe das immer versucht.»

Das hört sich im Rückblick recht einfach an. Aber wenn man in einer schwierigen Entscheidungssituation steckt, ist es ja nicht immer einfach, den Lösungsweg zu erkennen. Wodurch ist es ihm gelungen?

«Das beginnt damit, dass sie sich als derjenige, der ein Unternehmen oder eine Gruppe führt, zu 100 Prozent für diese Gruppe persönlich verantwortlich fühlen. Wenn sie das tun, wollen sie nur mit Leuten zusammenarbeiten, denen sie vertrauen können. Und weil ihnen natürlich jeder sagt, dass sie ihm vertrauen könnten, müssen sie bei jedem genau hinschauen.

Wie jemand letztendlich ist, finden sie aber nicht in einem einzigen

Anstellungsgespräch heraus, sondern in den ersten sechs Monaten der Zusammenarbeit. Und in dieser Zeit müssen sie sich mit diesem Menschen befassen, ihn beobachten, zu klaren Aussagen zwingen und notfalls Mitarbeitende befragen, was sie von demjenigen halten. Eine solche gründliche Auseinandersetzung ist absolut notwendig, weil sie als CEO ja nicht alles selbst machen können, sondern sich auf ihre Geschäftsleitung verlassen müssen.

In der Konsequenz heisst das aber auch, dass sie demjenigen, der nicht zu ihnen passt, kündigen müssen. In diesem Punkt habe ich in meinem Leben festgestellt, dass es nur wenige gibt, die den Mut haben, ein solches Entlassungsgespräch zu führen. Statt dessen schieben sie es an die Personalabteilung ab. Aber das finde ich falsch. Denn wenn man einen Menschen kennt, der auch an einen rapportiert hat, muss man dieser Person erklären, warum er seinen Job verliert und wo er einen neuen Job finden kann.

Aber eigentlich sind das die normalen Umgangsformen, wie ich sie schon früh gelernt habe.

Eine weitere Konsequenz aus den erwähnten 100 Prozent Verantwortungsgefühl: Wenn es nicht so läuft, wie von ihnen als CEO geplant und grosse Probleme auftreten, dann müssen sie bereit sein, selbst den Hut zu nehmen, um die Reputation des Unternehmens zu schützen. Deswegen bin ich damals bei der UBS zurückgetreten, als ein Mitarbeiter in London die Bank betrogen hatte.»



Ein Gedankenexperiment: Wenn er mit seiner jetzigen Erfahrung im Bankengeschäft noch einmal 19 Jahre alt wäre und durchstarten könnte, was würde er machen?

«Ich bin mir nicht sicher, ob das funktionieren würde. Sehen sie, ich bin 1943 geboren. Da gab es keine Computer. Damals war der kalte Krieg das politische Tagesthema. Und es gab nur wenig Information. Man hat damals sein Gespür für das Leben aus Sachen bezogen, die heute keine Rolle mehr spielen. Damals war der persönliche Einsatz das zentrale Thema. Heute ist es wichtig mit der Technologie klarzukommen, vernetzt zu sein und dieses Netz optimal nützen zu können. Es ist einfach eine andere Welt geworden. Deshalb würde es nichts nützen, mit meinem Wissen jetzt wieder jung zu sein.

Das soll nicht heissen, dass ich mit den neuen Technologien nichts anzufangen weiss. Im Gegenteil. Ich bin seit 30 Jahren dabei, mich immer wieder diesen Technologien anzupassen. Wie auch jetzt an die Artificial Intelligence´ – also die `Künstliche Intelligenz´ (KI). Obwohl ich nicht recht weiss, warum sie `Intelligenz´ heisst. Sie kann ja nicht selbst denken, sondern holt sich nur das aus dem Internet, was wir zuvor dort eingespeist haben.

Aber trotzdem ist sie eine enorme Errungenschaft, weil wir die Prozessoren so schnell gemacht haben wie nie zuvor. Ich habe mich früher mit Garri Kasparow, dem Schachweltmeister, oft darüber unterhalten, dass in Zukunft kein Mensch mehr eine Chance gegen Schachcomputer hätte, weil sie – im Vergleich zu den 80er Jahren – so unglaublich schnell geworden sind.»

## Künstliche Intelligenz

«Wenn ich heute nochmal eine Bank leiten würde, dann würde ich sehr viel Geld – und damit meine ich





Milliarden – in die Entwicklung von KI für diese Bank investieren. So wie ich es in den 80er Jahren gemacht habe, als wir Millionen in den Ausbau der Computer gesteckt haben, was keiner unserer Wettbewerber zuvor tat. Wir hatten dadurch einen Wettbewerbsvorteil, mit dem wir die Investitionskosten sehr schnell wieder reinholen konnten und für weitere gute Geschäfte bereit waren. Ein solcher Prozess findet zur Zeit wieder statt.

Diese Investition in KI muss aus einem weiteren Grund stattfinden: Die Banken werden – wie alle Dienstleistungsunternehmen – gezwungen sein, ihre Kosten zu senken, weil ihre Kunden zu Recht nicht mehr bereit sind, die völlig überzogenen Gebühren zu bezahlen. Und auch das Formularwesen wird sich dadurch deutlich vereinfachen lassen.

## Wenn man ehrlich ist, dann sind gut die Hälfte der Jobs im Bankwesen Hilfsjobs, die bislang nicht von Maschinen ausgeführt wurden, weil wir keine Computer hatten, die dies leisten konnten.

Aber das wird sich mit Entwicklung der KI in den nächsten zehn Jahren ändern. Dann werden viele Arbeitskräfte nicht mehr in den Banken gebraucht. Statt dessen werden sie in andere Dienstleistungsunternehmen wechseln. Ganz ohne Arbeit werden sie nicht sein, weil durch die Überalterung der Gesellschaft immer mehr Menschen für den Arbeitsprozess gebraucht werden. Es wird dennoch viel Unruhe in Ländern geben, in denen Gewerkschaften stark sind.

Oder nehmen Sie den Bereich, der für Banken am profitabelsten ist und gleichzeitig die höchsten Kosten erzeugt: das Privat-Banking. Ich könnte mir vorstellen, dass Kunden mit einem Vermögen bis 10 Millionen Franken durch KI betreut werden.»

Werden die sich dann nicht etwas stiefmütterlich behandelt vorkommen?

«Warum? Die Kunden werden vermutlich viel besser informiert werden als durch einen Kundenberater. KI wird mehrere Hundert Kunden

gleichzeitig minutengenau über den aktuellen Vermögensstand und dessen Veränderungen im Portfolio informieren können und ihnen gleichzeitig Strategievorschläge machen. Denn das sind ja nur logische Folgerungen aus den Daten, die in ihrem Portfolio enthalten sind. So kann eine Kommunikation gepflegt werden, die kein menschlicher Kundenberater in der Fülle und Komplexität leisten kann. Versuchen Sie heute mal, Ihren Kundenberater ans Telefon zu bekommen. Da wird meistens besetzt sein.»

Wird sich die UBS die KI in dieser Weise zunutze machen?

«Sie muss. Wir Älteren haben uns daran gewöhnt, hohe Gebühren zu bezahlen, aber die jungen Leute sind nicht mehr bereit für eine Dienstleistung 2000 Franken zu zahlen, die die Bank siebendreissig Franken fünfzig kostet. Die Transparenz der Kosten durch die neuen Medien bringt Druck auf die Banken. Und wer da nicht mitmachen will, wird der Verlierer sein.»

## Investieren

Hat er einen Tipp, wo man investieren sollte?

«Da muss ich etwas philosophisch werden, denn Investieren hängt mit einem wichtigen Faktor zusammen: Ihrem Alter. Nehmen sie mich als 80-Jährigen. Ich werde nicht in etwas investieren, das in zehn Jahren eine gute Rendite abwirft, weil ich gar nicht weiss, ob ich in zehn Jahren überhaupt noch da bin.

Denken sie also darüber nach, was in der nächsten Zeit passieren kann – und zwar in einem Bereich, in dem sie sich auskennen. Dort sollten Sie dann investieren.

Sehen sie, wir kommen aus einer Periode von zehn Jahren mit Null Zinsen – zum Teil sogar mit negativen Zinsen – was geradezu wahnsinnig war. Das hat dazu geführt – und ich habe sehr, sehr oft in den Medien



davor gewarnt –, dass das zur Inflation führt und damit zu hohen Zinsen.

Hinzu kam die Pandemie, die wir zu etwas hochstilisiert haben, was sie einfach nicht war, und gegen die wir hunderte von Milliarden in Impfungen gesteckt haben, und zwar unter Vorgaben, die nicht zutrafen – wie zum Beispiel, dass sie die Ansteckung verhindern würden. Heute ist COVID immer noch da, wird aber einfach akzeptiert. Daran sieht man, was Massenpsychologie bewirken kann.

In dieser Zeit der COVID Pandemie wurden in der westlichen Welt zusätzliche Staatsschulden in Höhe von 10 Billionen Dollar gemacht. 10 Billionen – das sind 10 000 Milliarden! Damit haben sich die meisten Staaten stark verschuldet – mit wenigen Ausnahmen wie etwa der Schweiz. Diese Verschuldung wird zu einer Periode führen, in der man die Qualität der einzelnen Staaten – und ihrer Währungen – daran misst, wie sie sich in ihrem Schuldenmanagement verhalten. Einen Vorgeschmack auf mögliche Währungsturbulenzen bekommen wir vielleicht schon in diesem Jahr.


All das zeigt, dass das Geld weniger wert geworden ist. Und dass selbst Millionäre – wenn sie sich nicht aktiv darum kümmern, ihr Geld zu schützen – Sozialhilfe-Empfänger werden können. Denn der Geldentwertungsmechanismus, den wir in den letzten zwanzig Jahren aufgebaut haben, wird uns noch zu schaffen machen.»

Kann man sich dagegen schützen?

«Als Versicherung würde ich empfehlen, einen selbstgewählten Prozentsatz des Portfolios in Gold anzulegen.

Die Millennials werden vielleicht sagen, dass sie lieber in Bitcoins einsteigen. Aber dazu müssen sie wissen, dass es ein nicht geregelter Markt ist, in dem man sehr, sehr leicht viel verlieren kann. Wer also weiss, dass es sich hierbei um eine hoch riskante Anlage handelt, kann sich gerne dem Risiko aussetzen.

Ich habe seit Jahren einen Prozentsatz meines Portfolios in Gold



angelegt und physisch in meiner Bank deponiert, so dass es – auch wenn die Bank untergeht – nicht in die Konkursmasse einfließt.

Sie sollten das Gold aber nicht als etwas sehen, dass sie wieder verkaufen wollen, sondern wie eine Versicherung betrachten. Die ist ja auch am besten, wenn man sie nicht braucht. Aber wenn ihnen dann doch einmal etwas Schlimmes passiert, dann hilft sie einem. So ist das auch mit dem Gold.»

## Politik und Wirtschaft

«Wissen sie, ich befasse mich seit gut 60 Jahren mit der Politik. Und ich muss ihnen sagen, dass ich noch nie so viele schlechte Politiker in den wichtigen Staaten unserer Welt gesehen habe wie zur Zeit.

Wir sind wieder zurück bei der Propaganda – bei Kriegen, die ideologisch geführt werden und nicht so schnell beendet sein werden, wie wir vielleicht glauben.

Jetzt werden vielleicht einige sagen: Ach, der alte Kerl sieht das in seinem Alter zu pessimistisch. Dann sage ich: Vielleicht liegt es eher daran, dass man sich im Alter mehr um die Hintergründe kümmert.

US-Präsident Bill Clinton hat im Wahlkampf 1992 den Slogan genutzt `It's the economy, stupid!´ Oder mit anderen Worten `Wenn es der Wirtschaft gut geht, geht es uns allen gut´ Aber in den letzten Jahren sind wir drauf und dran, die Wirtschaft kaputt zu machen und kapieren nicht, dass es uns dann allen schlecht gehen wird.

Wir müssen uns daran erinnern, dass wir Menschen auf unserem Globus als eine Gemeinschaft zusammen leben – und es auch können, Aber dazu braucht es eine florierende Wirtschaft.

In der Schweiz haben wir das bislang sehr gut hinbekommen und ganz besonders im Kanton Schwyz mit seiner bürgerlichen Regierung. Aber in Europa gibt es viele Länder, die die ganze Welt retten wollen und dabei übersehen, dass sie zuerst zu Hause ein paar Aufgaben zu bewältigen haben.

Aber als Menschen müssen wir optimistisch bleiben, weil wir nur für eine kurze Zeit auf dieser schönen Erde sind. Deshalb will ich hoffen, dass wir alle bald zur Besinnung kommen und die Ideologen, die uns Probleme einreden wollen, bald nach Hause schicken.» 🍷





*Sonnenfinger streichen auf dem Hundsrugger über das Ammesmoos  
FOTO: Stefan Zürrer*





47° 12' 39.7" N 8° 56' 49.2" O





# äicht Schwyz

## ODER DAS KULINARISCHE ERBE

Dominik Flammer beschreibt in dieser und den folgenden Ausgaben, dass der Kanton Schwyz über eine Vielzahl an «Geschmäcken» verfügt – und welchen historischen Hintergrund diese in den privaten Haushalten verwendeten Lebensmittel haben.



# SCHWALEN- CHNUSPERLI UND BRACHSMEN- BURGER



*Kolumne*

von Dominik Flammer

Während die Fischer an den meisten Schweizer Seen über den Rückgang der Fangerträge ihrer «Brotfische» (das sind hauptsächlich die Felchen-Arten) jammern, haben sich einige Fischer des Kantons Schwyz und seiner benachbarten Regionen längst auf die Verwertung von bisherigen Beifängen spezialisiert.

Die Fischer der Schwyzer Seegemeinden am oberen Zürichsee haben dabei eine führende Rolle übernommen, und zwar schweizweit. Nur im eigenen Kanton finden sie bedauerlicherweise erst wenige Abnehmer. Das meiste geht den See hinunter zu den jungen innovativen Zürcher Gastronomen.

Und das mit grossem Erfolg, wie ein Besuch bei Andreas Braschler zeigt – einem der innovativsten Fischer (siehe auch *Y 16*, S. 48-55). Seine Augen leuchteten geradezu, als der Zürcher Delikatesshändler Bianchi 200 Kilogramm Rotaugen bei ihm bestellte. Erst traute er seinen Ohren nicht als der Anruf kam, denn bisher hatten die Delikatesshändler bei Weissfischen nur die Nase gerümpft. Denn auch bei den Konsumentinnen und Konsumenten waren die grätenreichen Fische lange verpönt. Dazu gehören Arten wie Rotaug-

Brachsme (auch als Brasse bekannt), Rotfeder, Alet oder der Karpfen. Vor einigen Jahren aber haben innovative Köche und Fischverarbeiter damit begonnen, sich mit den Weissfischen zu beschäftigen. Eigentlich aus der Not heraus. Denn die Nachfrage nach einheimischem Fisch ist um ein Vielfaches grösser als das Angebot. Und da die Egli- und Felchenbestände seit Jahren stark rückläufig sind, begannen die Köche, auf das auszuweichen, was noch in Hülle und Fülle vorhanden ist. Und da waren (*und sind*) sie bei Andreas Braschler gerade richtig.

## Der neue Geschmack

Zum Aufschwung der Weissfische beigetragen hat einerseits die Entwicklung besserer Filetiermaschinen, mit denen die Gräten auch quer zerschnitten werden und die sodann unter der Hitzeeinwirkung der Pfannen und Kochtöpfe schnell schmelzen.

Andererseits hat aber auch die Entwicklung von pfannenfertigen Produkten wie Fisch-Burgern, Fisch-Würsten, Salaten oder gar Fischstäbchen dazu beigetragen. So wundert es nicht, dass Andreas Braschler all dies auch in seinem Angebot hat – von Rotaugen-Chnusperli bis zum Brachsmburger.

Veredler wie der im Zürcher Oberland tätige Patrick Marxer von «Das Pure» fermentieren sogar die Karkassen (also die Gräten und Köpfe) der Fische, die bei Braschler nach dem Filetieren übrigbleiben – und

Wie im letzten Y-MAG so folgt auch in dieser Ausgabe den historischen Beobachtungen ein praktisches Rezept von unserer Expertin Gaby Batlogg von der «Privatkochschule»

## FISCH-BURGER MIT PEPERONI-MAYONNAISE

ca. 8 Burger

### ZUTATEN:

- + 700 g Weissfisch, fein gehackt (damit die Gräte zerschnitten sind)
- + 200 g Lachsforellenfilet, grätenfrei  
→ in 1 cm Würfel geschnitten
- + Vorbereitete Fischfarce → unter mischen
- + Salz, Pfeffer → abschmecken

→ Burger formen auf Haushaltfolie, dann klebts nicht!  
→ In einer beschichteten Pfanne mit wenig Kokosöl je nach Grösse der Burger 12-14 Minuten bei Mittelhitze braten.

### FISCHFARCE:

- + 120 g Fisch angefroren, 1 Teelöffel Kräuter (Dill, Basilikum, Estragon, ganz nach Belieben), 1 Eigelb, 40 ml Vollrahm ½ Weggli gewürfelt, ½ TL Salz  
→ alles zusammen fein cuttern.

### GRUNDREZEPT MAYONNAISE:

Wichtig: alle Zutaten sollten Zimmertemperatur haben, damit die Masse nicht scheidet. → Öl ganz langsam zugeben.

- + 1 Eigelb, 1 ganzes Ei
- + 1 TL Zitronensaft
- + 1 Spritzer Essig
- + 1 Msp. Dijaon-Genf
- + 1 Prise Rohrzucker
- + ca. 2,5 dl Sonnenblumenöl → vorsichtig bei laufendem Mixer nach und nach in dünnem Strahl zugeben bis die Mayonnaise dick-cremig ist

### PEPERONI-MAYONNAISE:

- + 2 Peperoni schwarz! rösten unter dem Grill, Haut entfernen, halbieren, entkernen, grob schneiden.  
→ Zusammen mit 1 Knobli, 2 Messerspitze Chili fein gehackt, 1 EL Olivenöl, 1 Kaffeelöffel weisser Balsamico-Essig fein cuttern. → Mit der obigen Mayonnaise vermischen und fertig abschmecken mit Salz und Pfeffer.  
→ Zu den Fischburgern servieren.

- + 4 Hamburger-Brötchen halbiert → in der Pfanne kurz rösten, Peperoni-Mayonnaise auf die Brötchen geben, den Fischburger daraufgeben, mit gedämpften halbiertem Brokkoli belegen. Brötli-Deckel darüberlegen.

En Guete!

früher entsorgt wurden. Daraus ist ein Zürichsee-Fisch-Garum (das ist eine Würzsauce) entstanden, das sich an der uralten Tradition der römischen Fischsaucen orientiert und es durchaus mit den importierten thailändischen und vietnamesischen Fischsaucen aufnehmen kann.

Braschler ist also der Vorreiter in der Nutzung der früher als Beifang verpönten Fische – und andere Fischer haben nachgezogen. Denn die Nachfrage wächst rasant, seit Köche wie Markus Burkhard im «Kulturzentrum Kosmos» in Zürich Fischstäbchen und Fischburger anbieten. Caesar Meyer in seinem «Rössli» im zürcherischen Stäfa bietet sogar ganze Menues mit Weissfischen und Fischlebern an. Und der Produzent Patrick Marxer stellt mit Erfolg eingelegte und eingesäuerte Rotaugen-Filets her.

Diese schweizweit neue Wertschätzung der Weissfische war früher im Kanton Schwyz allerdings gang und gäbe: Im Kloster Ingenbohl kamen laut dem 1897 veröffentlichten Kloster-Kochbuch insbesondere in der Fastenzeit auch Schleien und Karpfen auf den Tisch. Gut ein Dutzend Rezepte haben die Schwestern zu diesen heute leider immer noch zu Unrecht verpönten Fischen zusammengetragen.

Dank der feinen Zubereitungsart hiesiger Köche entdecken Fischliebhaber langsam aber sicher die Weissfische wieder.

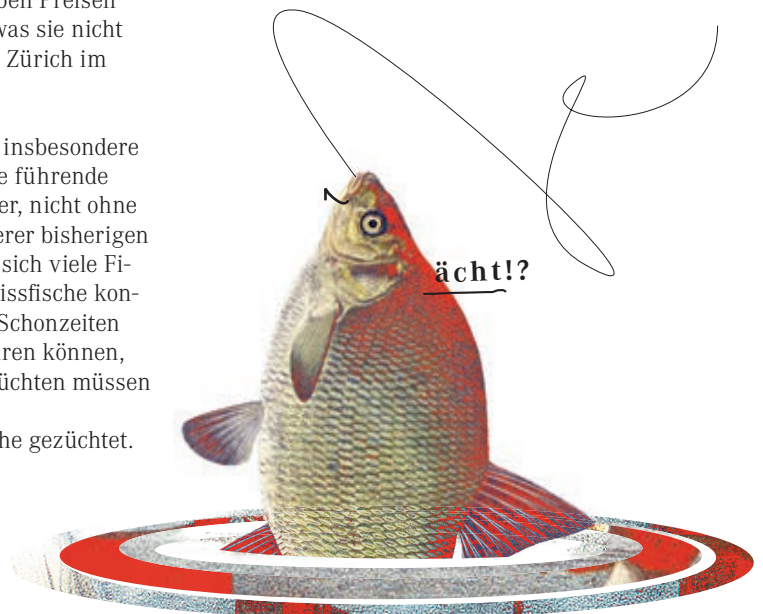
Einzig eine ältere Klientel rümpft noch immer die Nase, wenn sie auch nur den Namen der Brachsme hören. «Schissideggel» hiessen sie früher, weil sie flach und gross sind und insbesondere bei der immer häufiger mit edlen Meeresfischen verwöhnten Nachkriegsgeneration nicht mehr allzu beliebt waren.

Dabei waren all die Weissfische insbesondere in den katholischen Regionen, aber auch auf dem Markt der Zwinglistadt, ebenso begehrt wie die Brotfische unserer Zeit. Auch im Kanton Schwyz verkauften Händler und Fischer nicht nur auf den Märkten am oberen Zürichsee, sondern auch in der Kantonshauptstadt, in Brunnen oder in Arth noch bis zum zweiten

Weltkrieg die Weissfische zu denselben Preisen wie Felchen, Egli oder Hechte. Und was sie nicht loskriegen, war am nächsten Tag in Zürich im Handumdrehen weg.

«Die Fischer im Kanton Schwyz und insbesondere am oberen Zürichsee haben hier eine führende Rolle übernommen», erzählt Braschler, nicht ohne Stolz. «Solange sich die Erträge unserer bisherigen Brotfische nicht verbessern, werden sich viele Fischer auf die üppig vorhandenen Weissfische konzentrieren müssen, für die es keine Schonzeiten gibt und die sich auch selbst vermehren können, ohne dass wir sie in Brutanstalten züchten müssen wie die Felchen.»

Dennoch werden im Kanton Fische gezüchtet. Nach neuesten Überlegungen.



## Zucht und Ordnung

Denn trotz aller kulinarisch innovativen Kreationen mit Weissfischen reicht das Angebot der Schwyzer Fischer von feinen Fischen nicht aus, um die Nachfrage zu decken. Deshalb sind Schwyzer Fischzüchter in diese Bresche gesprungen und tragen ihren Teil dazu bei, den Genuss an Süsswasserfischen zu steigern.

Im Kanton Schwyz ist das insbesondere die Familie Reichmuth (*siehe auch Y 22, S.30-35*) aus Sattel, die in ihrer Stammgemeinde und in Steinen ihre Forellen, Saiblinge und Lachsforellen züchtet. Sie gehört in der Schweiz zu den Vorreitern der wiedererstarteten Kultur rund um die Zucht von Fischen aus der Familie der Salmoniden – auch Lachsartige genannt.

Historisch gesehen gab es im Kanton Schwyz immer wieder Fischzuchten. Die bekannteste war sicher jene, die anfangs der 1930er-Jahre vom Deutschen Adolf Gropp in Brunnen eröffnet wurde. Gropp war allerdings während des Zweiten Weltkrieges vom Inlandsgeheimdienst überwacht worden, wobei sich der Verdacht erhärtete, dass er eng mit den Nazis und den Schweizer Frönlern zusammenarbeitete. Deshalb wurde er nach dem Krieg ausgewiesen und seine Fischzuchtanstalt von Schwyzern übernommen. Die Brunner Fischzucht stellte ihren Betrieb allerdings 2002 ein, war aber bis zu diesem Zeitpunkt die wichtigste Lieferantin für die Besatzung der offenen Schwyzer Gewässer mit Jungforellen.

Diese Rolle hat die Forellenzucht von Ralf Suter aus dem Muotatal übernommen, die im letzten Y MAG vorgestellt wurde (*Y 47, S.16-21*). Sie ist nicht nur nach neuesten ökologischen Gesichtspunkten erbaut und sichert darüber hinaus den Bestand an Bach- und Seeforellen. Sie ist auch so angelegt, dass sie eine grosse Zahl von Forellen in hoher Qualität erzeugen kann. So wundert es nicht, dass sie seit einiger Zeit von den Sterne-Gastronomen der Region entdeckt worden ist. Tendenz steigend.

Da es nicht ganz einfach ist, genügend Süsswasserfische zu erhalten, ist die Strategie der Stunde für die meisten Köche, die vorhandene Ware umfassender zu nutzen. Wie? Das zeigt ein Blick über die Kantons Grenzen hinweg. Insbesondere nach Zürich, aber auch in andere Regionen und Städte, wo junge und kreative Köche aus Gräten und Fischköpfen Fischfonds für einfache Fischsuppen produzieren. So erweitern sie ihr Angebot kostenorientiert und können dennoch ihrer Kreativität die Sporen geben.

Ein Ansatz, der auch in Schwyz ein grosses Potential hat, insbesondere für jene Kreativen, die in der Nähe der noch bestehenden Fischereibetriebe angesiedelt sind. 🍷



Unser anonymer Kolumnist hat sich wieder einen Ort im Kanton ausgewählt, an dem er einen präzise angegebenen Zeitraum verweilt und alles beschreibt, was er dort sieht. Während die anderen Artikel im Y MAG Meinungen sind oder Gespräche und Betrachtungen, reflektiert unser Autor das Leben im *wörtlichen* Sinn: Er *spiegelt* es in seinem real erlebten Vor-Kommen und zeitlichen Ablauf. Als genaues Protokoll sich folgender Momentaufnahmen. Dabei lässt er spüren, wie Alltägliches wächst, wenn (und weil) es genau genug betrachtet wird. Die Kolumne könnte auch heissen «eifach nur luege». Obwohl es dann doch nicht ganz so einfach ist. Denn sässe ein anderer Beobachter an derselben Stelle, würde er anderes bemerken und festhalten. So ist jede Beschreibung zwar unvoreingenommen, aber dennoch subjektiv. Sie spiegelt die Oberfläche, lässt aber gleichzeitig in die Tiefe blicken. Sie zeigt Details, die, in Zeit und Raum verbunden, ein Bild vom Ganzen ergeben. Schwyz eben.

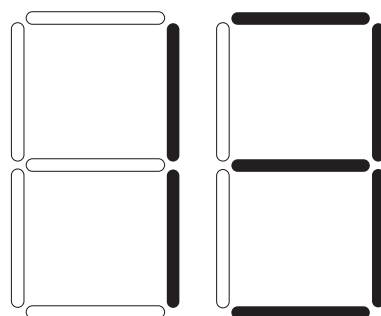
E S I S T 1 3 : 5 6 U H R

Ein sonnendurchfluteter Tag.....  
 Über dem See wölbt sich ein stahlblauer Himmel. ..  
 Ich parkiere meinen Wagen in der Nähe des  
 Ufers. ....  
 In einem weissen VW biegt ein Paar neben mir ein.  
 Der Mann steigt aus. ....  
 Die Frau bleibt sitzen. Sie sprüht sich mit zugeknif-  
 fenen Augen Sonnenschutz ins Gesicht und verteilt  
 ihn sorgfältig über Stirn, Wangen und Kinn. ....  
 Sie prüft ihr Aussehen im Blendenspiegel und zieht  
 Lippenstift über ihre gespannten Lippen. ....  
 Der Mann kommt zum Wagen zurück, öffnet die  
 Fahrertüre und steigt ein. Die Frau übergibt ihm  
 den «50+»-Sonnenschutz. Der Mann streicht seine  
 Haare nach hinten, sprüht in seine Linke und reibt  
 den Schutz mit der Handfläche ins Gesicht. ....

E S I S T 1 3 : 5 8 U H R

Vor mir liegt eine von Zaunpfählen unterteilte  
 Wiese mit Stoppelgras. ....  
 Eine Frau geht hinter einem Hund auf eine Scheu-  
 ne zu. ....  
 Im eleganten Bogen landet mit fächernden Flügeln  
 hüpfend eine Krähe im Gras. ....  
 Die Beiden im Wagen neben mir steigen aus. Die  
 Frau zieht eine Jacke an und schwingt die Tasche  
 über ihren Kopf, die schräg auf dem Rücken landet.  
 Dabei verdreht sich der von einem Zebaramuster  
 geschmückte Taschenträger. Die Frau richtet ihn  
 nach, bevor die Beiden Hand in Hand weggehen. ..

*Kolumne*



IRGEND  
 KANTON

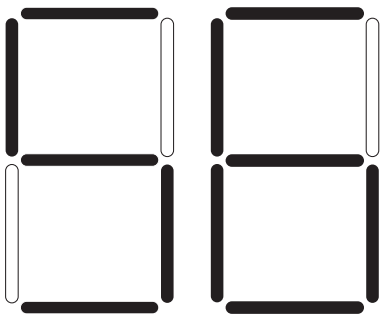
E S I S T 1 4 : 0 0 U H R

Neben dem Parkplatz türmen sich frisch geschla-  
 gene Baumstämme. ....  
 Rechts davon liegt ein Campingplatz. Er ist besetzt  
 von vielen fest installierten, teils überdachten oder  
 vollständig eingekleideten Wohnwagen. ....  
 Ich steige aus. ....  
 Am Ufer des kleinen Hafenbeckens lagern mehre-  
 re, teils von Plastikbahnen bedeckte Boote. ....  
 Eine Tafel verweist auf ein Naturschutzgebiet. ....  
 Ein auf dem Kiesplatz deponierter Anhänger wirbt  
 auf seiner Plache für Alufenster. ....  
 Vom See her kommen zwei Männer. ....

Der eine wischt sich energisch seine Schuhsohlen im Gras sauber. ....

E S I S T 1 4 : 0 4 U H R

Ein dunkelgrauer Jeep rollt vorbei. ....  
Ein Paar hält zwei Hunde an den Leinen. Der eine ist sehr klein, der andere mittelgross. ....  
Der vorbeifahrende Skoda hat ein Bündner Nummernschild. ....  
In hoher Schrittkadenz sprintet ein Jogger vorbei. Sein Gesicht glänzt. ....  
Eines der gelagerten Boote ist mit «Hangover» beschriftet. ....



WO IM  
SCHWYZ

Auf einem Pfahl steht ein Robidog, darüber ein Schild mit dem Beschrieb der Holzbrücke, welche die kleine Seebucht überspannt. ....  
Arm in Arm spaziert ein älteres Paar vorbei. Die Frau sagt: «Jä, das hed au vill Wasser, gäll». ....  
Auf der Uferbank sitzt ein Mann neben einem leeren Rivella Blau und raucht eine Zigarette. ....

E S I S T 1 4 : 0 9 U H R

Der See ist bis zum Überlaufen gefüllt. Im trägen Wasser treibt umgekippt ein kleines Holzboot. Sein dick gestrichener, leicht gewölbter, blauer Boden glänzt im Licht. ....

Aus dem See ragen Stahlstangen zwischen einst farbigen Bojen. ....  
Der sanft bewegte Wasserspiegel wirft das Licht der Sonne in tanzenden Bögen an die braunen Brückenbalken. ....  
Ein Moped knattert heran. Der junge Mann mit schwarzem Helm biegt zum Uferweg ein, fährt über die Grasnarbe und wartet einen Moment, bevor er nach einer engen Kehre mit Vollgas auf der Strasse davonfährt. ....  
Am Ufer schwimmen zerdrückte Plastikflaschen in einem dichten Teppich von zusammengeschobenen Schilffresten und Treibholz. ....  
Aus dem hochstehenden Wasser ragen leuchtend dunkelrote Staudenäste. ....

E S I S T 1 4 : 1 3 U H R

Zwei Frauen kommen von der Brücke zurück. Sie putzen ihre Sohlen, indem sie sich im Gras scharrend im Kreis drehen. ....  
Ein Paar schlendert vorbei. «Aber lueg emol, de See isch voll» sagt die Frau. Die beiden gehen auf die Brücke, wo sie in der Mitte stehenbleiben und zärtlich die Köpfe zusammenstecken. ....  
Die Frau zeigt mit dem Arm in den Himmel und schüttelt lebhaft den Kopf. Der Mann betrachtet sie still und nickt dann kurz. ....  
Am stahlblauen Himmel zeigen sich zwei kurze Düsenstreifen. Das Flugzeug fliegt westwärts. ....  
Ein junges Paar geht vorbei. Beide zeigen auf das umgekippte Boot, bevor sie auf der Brücke zum anderen Ufer queren. ....  
Eine Tafel verbietet beidseitiges Parkieren. ....  
Ein Paar mit einem Kinderwagen spaziert vorbei. Neben dem Wagen trippelt ein Hund. Er hat ein verfilztes Fell und trägt ein eng gezurrtes Lederband um seine Schnauze. ....  
Auf der Info-Tafel ist zu lesen, dass die Holzbrücke aus Lärchenholz und Metall bestehe, eine Spannweite von 28,59 m und eine Breite von 3,38 m habe, und dass sie bei einem Eigengewicht von 20 Tonnen über eine Nutzlast von 2,5 Tonnen verfüge. Sie hat die Form eines sehr breit gespreizten «A», wobei der Querbalken noch knapp über dem Seewasser liegt. ....

E S I S T 1 4 : 2 7 U H R



# HIER

*bekommen Sie das  
Y MAG – gratis!*

## AUSSERSCHWYZ

### 8852 ALTENDORF

MARTY ARCHITEKTUR AG  
Zürcherstrasse 62a

### 8806 BÄCH

FRÖHLICH ARCHITEKTUR AG  
Sonnenweg 8

### 8840 EINSIEDELN

BENZIGER BUCHHANDLUNG  
Klosterplatz

BEZIRKSVERWALTUNG  
EINSIEDELN  
Hauptstrasse 78

TOURIST OFFICE EINSIEDELN  
Hauptstrasse 85

HOTEL ALLEGRO  
Lincolnweg 23

HOTEL ST. JOSEPH  
Klosterplatz

IMPORT OPTIK EINSIEDELN AG  
Hauptstrasse 32

KAFFEEHAUS ZU DEN  
DREIHERZEN  
Hauptstrasse 66

KLOSTER EINSIEDELN  
Klosterladen

MILCHMANUFAKTUR  
EINSIEDELN  
Alpstrasse 6

RESTAURANT  
ZUNFTHAUS BÄREN  
Hauptstrasse 76

### 8844 EUTHAL

BÜRGI'S BUREHOF  
Euthalerstrasse 29

### 8835 FEUSISBERG

HOTEL FIRST  
Firststrasse 1

PANORAMA RESORT & SPA  
Schönfelsstrasse

### 8854 GALGENEN

DIGA REISECENTER  
Kantonsstrasse 9

### 8640 HURDEN

HOTEL RESTAURANT RÖSSLI  
Hurdnerstrasse 137

### 8853 LACHEN

GUTENBERG DRUCK AG  
Sagenriet 7

MEDIOTHEK LACHEN  
Seestrasse 20

NOTARIAT MARCH  
Bahnhofplatz 3

SPIEL- UND LÄSELADE  
Marktgasse 10

### 8808 PFÄFFIKON

CONVISA AG  
Eichenstrasse 2

MATTIG-SUTER UND PARTNER  
Bahnhofstrasse 3

SEEDAMM PLAZA  
Seedammstrasse 3

SWISS CASINOS  
PFÄFFIKON-ZÜRICHSEE AG  
Seedammstrasse 3

VÖGELE KULTUR ZENTRUM  
Gwattstrasse 14

### 8834 SCHINDELLEGI

GEMEINDEBIBLIOTHEK  
SCHINDELLEGI  
Schulhausstrasse 10

### 8862 SCHÜBELBACH

GEMEINDE SCHÜBELBACH  
Grünhaldenstrasse 3

GASTHOF RÖSSLI SCHÜBELBACH  
Kantonsstrasse 34

### 8854 SIEBNEN

REGIONALBIBLIOTHEK MARCH  
Glärnerstrasse 7

### 8856 TUGGEN

ÄRZTEZENTRUM TUGGEN  
Drs. D. und L. Aerne-Wyrsch  
Gässlistrasse 17

### 8832 WOLLERAU

GEMEINDE WOLLERAU  
Hauptstrasse 15

MIT COACHING GMBH  
Rebbergstrasse 20

## INNERSCHWYZ

### 6440 BRUNNEN

BRUNNEN SCHWYZ  
MARKETING AG  
Bahnhofstrasse 13

GASTHAUS PLUSPUNKT  
Rosengartenstrasse 23

HOTELS SCHMID UND ALFA  
Axenstrasse 5

IMPORT OPTIK BRUNNEN AG  
Bahnhofstrasse 13

SEEHOTEL WALDSTÄTTERHOF  
Waldstätterquai 6

SEEKLINIK BRUNNEN AG  
Gersauerstrasse 8

SWISS KNIFE VALLEY AG  
Bahnhofstrasse 3

### 6442 GERSAU

GERSAU TOURISMUS  
Seestrasse 27

ORTSMUSEUM  
Altes Rathaus



**6410 GOLDAU**

IMPORT OPTIK GOLDAU AG  
Parkstrasse 15

PÄDAGOGISCHE  
HOCHSCHULE SCHWYZ  
Zaystrasse 42

NATUR- UND TIERPARK GOLDAU  
Parkstrasse 38

**6438 IBACH**

VICTORINOX AG  
Schmiedgasse 57

**6405 IMMENSEE**

VERENA VANOLI  
Hohle Gasse

**6403 KÜSSNACHT**

GOLFPLATZ KÜSSNACHT  
Grossarni 4

KOST HOLZBAU  
& GESAMTBAU  
Alte Zugerstrasse 5

KÜSSNACHTER  
DORFKÄSEREI  
Grepperstrasse 57

**6443 MORSCHACH**

SWISS HOLIDAY PARK  
Axenfels

**6436 MUOTATHAL**

LANDGASTHOF ADLER  
Kapellmatt 1

ERLEBNISWELT MUOTATHAL  
Balm

RAIFFEISENBANK MUOTATHAL  
Hauptstrasse 48

**6452 RIEMENSTALDEN**

RESTAURANT KAISERSTOCK  
Dörfli 2

**6418 ROTHENTHURM**

CAFÉ TURM GMBH  
Altmattstrasse 11

**6417 SATTEL**

GARAGE KRYENBÜHL  
Ägeristrasse 21

**6430 SCHWYZ**

AMT FÜR WIRTSCHAFT  
Bahnhofstrasse 15

AUTO AG SCHWYZ  
REISE- UND INFORMATIONEN-  
ZENTRUM / TOURIST-INFO  
SCHWYZ  
Bahnhofstrasse 4

BSS ARCHITEKTEN AG  
Palais Friedberg  
Herrengasse 42

BUNDESBRIEFMUSEUM  
Bahnhofstrasse 20

CONVISA AG  
Herrengasse 14

FORUM SCHWEIZER  
GESCHICHTE  
Zeughausstrasse 5

GABRIELLE BATLOGG,  
PRIVATKOCHSCHULE  
Maihof

GEMEINDE SCHWYZ  
Herrengasse 17

HAUG CAFÉ  
Postplatz 4

HOTEL WYSSES RÖSSLI  
Hauptplatz 3

KANTONSBIBLIOTHEK  
Rickenbachstrasse 24

MATTIG-SUTER UND PARTNER  
Bahnhofstrasse 28

MAX FELCHLIN AG  
Gotthardstrasse 13

MYTHENFORUM  
Reichsstrasse 12

TAU-BUCHHANDLUNG  
Herrengasse 20

ZAHNARZT DR. MICHAEL  
KRÄHENMANN  
Herrengasse 21

**6423 SEEWEN**

KÄPPELI  
STRASSEN- UND TIEFBAU AG  
Riedmattli 3

**6422 STEINEN**

RESTAURANT HUSMATT  
Husmattrain 2

**6433 STOOS**

SEMINAR- UND  
WELLNESSHOTEL STOOS  
Ringstrasse 10

**8842 UNTERIBERG**

RESTAURANT RÖSSLIPOST  
Schmalzgrubenstrasse 2

**DARÜBER HINAUS****6354 VITZNAU**

RIGI BAHNEN AG  
Bahnhofstrasse 7

**6318 WALCHWIL**

RESTAURANT ZUGERSEE  
LIDO  
Artherstrasse 6

**6353 WEGGIS**

THERMOPLAN AG  
Thermoplan-Platz 1

**SOWIE IN ALLEN  
FILIALEN DER  
SCHWYZER  
KANTONALBANK**



A lush, green forest scene featuring a calm pond. The water reflects the surrounding trees and foliage. In the foreground, there are several clumps of tall grasses growing in the water. A large, textured tree trunk is visible on the left side of the frame. The overall atmosphere is peaceful and natural.

*the  
Oregon  
ly*